

NR.46 Herbst 2007

EINBLICKE

FORSCHUNGSMAGAZIN DER UNIVERSITÄT OLDENBURG

ISSN 0930/8253 2,50 EURO



Viel sind Erinnerungen

Das Wort Gottes als Metapher • Eine frühe europäische Handelsdynastie • Ungeheuer, Monster, Schreckgestalten • Die oldenburgische NS-„Euthanasie“ und ihre Opfer • Bürgerbewusstsein und Politische Bildungsforschung • Die ignorierte Elite

EINBLICKE NR. 46

FORSCHUNGSMAGAZIN DER CARL VON OSSIETZKY UNIVERSITÄT OLDENBURG



Das Wort Gottes als Metapher

Ulrike Link-Wieczorek

Seite 4



Viel sind Erinnerungen

Johann Kreuzer

Seite 8



Eine frühe europäische Handelsdynamie

Dagmar Freist

Seite 11



Ungeheuer, Monster, Schreckgestalten

Sabine Kyora

Seite 14



Die oldenburgische NS-„Euthanasie“ und ihre Opfer

Alfred Fleßner, Ingo Harms

Seite 18



Bürgerbewusstsein und Politische Bildungsforschung

Dirk Lange

Seite 21



Die ignorierte Elite

Rolf Meinhardt

Seite 24



Uni-Fokus

Nachrichten, Berufungen und Rufe, Universitäts-Gesellschaft

Seite 27

Liebe Leserinnen und Leser



Gedenkjahre und damit Jahre des Erinnerns an wichtige historische Ereignisse oder bedeutende Persönlichkeiten der Künste, der Politik und der Wissenschaften kennen wir seit langer Zeit. In der jüngeren Vergangenheit hat sich eine „Erfindung“ dazu gesellt, die die FAZ salopp „Fokus-Jahre“ nennt. Das Bundesministerium für Bildung und

Forschung bedient sich seit 2000 dieses Instruments, das die Aufmerksamkeit auf einen für die Gesellschaft wichtigen Themenkomplex konzentrieren will. 2007 hat es zum „Jahr der Geisteswissenschaften“ erklärt und dafür besondere Förderprogramme geschaffen. „Na, endlich“, wird da mancher gedacht haben. Denn die sieben Jahre davor waren allein natur- und ingenieurwissenschaftlichen Themen gewidmet. Das aber ist kein Wunder. Das Hauptgewicht wird auch weiterhin in diesem Bereich liegen. In einer Zeit, in der naturwissenschaftliche Erkenntnisse und technische Erfindungen in einem rasenden Tempo die Welt von gestern umkrepeln und den Wettbewerb um die Behauptung am globalen Markt in eine andere Dimension treten lassen, erscheint die besondere Förderung dieser Bereiche unabdingbar.

Wohin aber würde diese Gesellschaft treiben, wenn sie nicht ihre Entwicklung und die Veränderung ihrer Werte reflektierte, nicht Brücken baute zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nicht untersuchte, wie Kunst, Musik, Theater und Film unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit gestalten, und – das nicht zuletzt – darauf verzichtete, über soziale Gegensätze und gesellschaftliche Veränderungen nachzudenken? Eine Gesellschaft als sinnentleerte Produktions- und Konsummaschine würde ganz sicher und bestimmt auch relativ schnell ihren Bedeutungsverlust herbeiführen. Insofern liegt es ganz im Interesse der Allgemeinheit, die Geisteswissenschaften in den Fokus zu nehmen und ihre Bedeutung für die wichtigen Fragestellungen der Zukunft herauszustellen.

An der Universität Oldenburg formieren sich die Geisteswissenschaften im Rahmen eines Generationswechsels gerade neu. Wie bei den Naturwissenschaften, die diesen Prozess nahezu abgeschlossen haben, geht es um Schwerpunktbildung – um abgesteckte, interdisziplinär zu erforschende Felder, die die Beantwortung wissenschaftlicher Fragestellungen in einer neuen Qualität ermöglichen. Das „Jahr der Geisteswissenschaften“ kommt da gerade rechtzeitig. Und auch die EINBLICKE-Redaktion hat sich darauf eingestellt: Elf von zwölf Beiträgen, die in diesem Jahr veröffentlicht wurden, gehören in diesen Bereich der Wissenschaft. Viel Vergnügen beim Lesen!

Gerhard Harms

Das Wort Gottes als Metapher

Von Ulrike Link-Wieczorek

Religion und ihre deutende Reflexion lebt von Metaphern. Je fremder sie uns werden, desto wichtiger wird es, ihren Bedeutungsfeldern in der Alltagserfahrung nachzuspüren. Am Beispiel der Metapher vom Wort Gottes geschieht dies hier in Anlehnung an die Dichtkunst, wobei eine erstaunliche Dynamik jüdisch-christlicher Gottesrede entdeckt werden kann.



Gottes Wort als schöpferische Kraft: "Die Erschaffung Adams", Mosaik im Dom von Monreale/ Sizilien (11. Jh.).

Religion and its striving to give meaning live from metaphors. The more foreign the metaphors become for us, the more important it becomes to seek out their meaning in everyday experience. Using the Word of God as an example, this is done here with help from poetics, making it possible to discover the surprising dynamics of the Judeo-Christian talking of God.

Es waren „nur Worte“, sagen wir manchmal, und damit meinen wir, es sei nur Gesprochenes, nur Fiktives, nichts Reales gewesen. Auch das Christentum, zumal in seiner protestantischen Gestalt, über das an der Universität Oldenburg am Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik geforscht und gelehrt wird, trägt mit dem Image einer „Religion des Wortes“ das permanente Risiko, zu einer „Religion der Worthülsen“ zu werden. Das Wort spielt eine tragende Rolle in der jüdisch-christlichen Metaphorik des Redens von Gott: Es wirkt bei der Schöpfung, es spricht, mahnt und warnt durch die Propheten, und mit Jesus Christus soll es sogar „ins Fleisch“ gekommen sein. Um die Dimensionen solcher Metaphorik immer wieder neu zu klären, bedarf es in der Theologie nicht nur des interdisziplinären Diskurses mit anderen Wissenschaften, son-

dern auch der Rezeption von Kunst, die sich wie die Religion mit der Erschließung von Lebenswelt befasst und nicht selten mit ihr im Austausch steht. Die folgenden Gedanken zu dem nebenstehenden Gedicht von Hilde Domin demonstrieren den Prozess des poetisch-theologischen Nachzeichnens der Dimension der Metapher vom Wort Gottes.

Zunächst einmal ist hier auffällig, wie anders die Dichterin vom Wort spricht: „Unaufhaltsam“ sei es, und nicht zurückzunehmen. „Nur Worte“, sagt man, und doch wissen wir, wie tief Worte verletzen können. Um das zu assoziieren, wird hier eine sprachliche Spontanassoziation gestürzt: Etwas ist „scharf wie ein Messer“, wenn es gefährlich ist in seiner Verletzungs-Potenz. Wir spüren bei dieser Formulierung geradezu, wie unser Finger vorsichtig über eine scharfe Klinge streicht und uns dabei dem Kitzel aussetzt, in jedem

Unaufhaltsam

Das eigene Wort,
wer holt es zurück,
das lebendige
eben noch ungesprochene
Wort?

Wo das Wort vorbeifliegt
verdorren die Gräser,
werden die Blätter gelb,
fällt Schnee.
Ein Vogel käme dir wieder.
Nicht dein Wort,
das eben noch ungesagte,
in deinen Mund.
Du schickst andere Worte
hinterdrein,
Worte mit bunten, weichen Federn.
Das Wort ist schneller,
das schwarze Wort.
Es kommt immer an,
es hört nicht auf,
anzukommen.

Besser ein Messer als ein Wort.
Ein Messer kann stumpf sein.
Ein Messer trifft oft
am Herzen vorbei.
Nicht das Wort.

Am Ende das Wort,
immer
am Ende
das Wort.

Hilde Domin

Moment bei nur einer klitzekleinen falschen Bewegung Blut fließen zu sehen. Und dann dieser Vergleich: Regelrecht lächerlich sei dieses Messer gegen die zerstörerische, immer ankommende Macht des Wortes, unbestechlich in seiner Materialunabhängigkeit, in unaufhaltsamem Ernst und irrtumsloser Treffsicherheit: „Besser ein Messer als ein Wort. Ein Messer kann stumpf sein. Ein Messer trifft oft am Herzen vorbei. Nicht das Wort.“

Und auch dies kennen wir aus unserer alltäglichen Erfahrung: Wie wir versuchen, die Macht des Wortes zu beschwören und zu lindern, indem wir „richtig zu stellen“ versuchen, was da auf seinen unbeirrbaren Weg gesetzt wurde. Statt schwarzer Worte süße, bunte, leichte, die beschwichtigen sollen und ablenken von der Wucht des schwarzen Wortes, das dennoch immer wieder neu ankommt: Und es kehrt nicht wieder zurück in den Raum des Ungesagten.

Es sage also niemand mehr „nur“ ein Wort, der sich dieser Erfahrungen erinnert, an die das kleine Gedicht so eindrücklich appelliert. Und so zeigen sie denn auch – noch ganz ohne Sprachphilosophie und Theorien vom performativen Sprechen –, wie viel Weisheit darin entdeckt werden kann, gerade das Handeln Gottes als „worthaft“ zu verstehen. Die Tatkraft des Wortes wird im Gedicht wie in unserer Erfahrung zwar besonders eindrücklich erinnert im negativen Fall, beim „schwarzen Wort“, aber von hier aus wird es auch einleuchtend, warum gerade das Wort als wesentliches Gottesprädikat gelten kann. Intuitiv funktioniert die alte Analogie-Regel in der Gottesrede: Ist schon das schwarze Wort in unserer Erfahrung so unbestechlich und mächtig, wie dann erst Gottes Wort? Möglicherweise hat Hilde Domin die Idee zu ihrem Gedicht sogar aus der Bibel:

„Lebendig nämlich ist das Wort Gottes und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und hindurchdringend bis zur Scheidung von Gelenken und Mark der Seele und des Geistes, und ein Richter der Gedanken und Gesinnung des Herzens.“ (Hebr 4, 12)

Gott will in Beziehung treten

Ein Messer kann auch zurückgezogen werden. Das Wort hingegen führt offensichtlich eine Eigenexistenz, nachdem es aus der Ungesagtheit herausgekommen ist. Damit wird erinnert an die Differenzierung, die sich die abendländische Geistesgeschichte im Zuge der platonischen Philosophie geleistet hat, nämlich die zwischen innerem und äußeren Wort. Diese Differenzierung erlaubt uns die Vorstellung, das innere, noch ungesprochene Wort lebe noch in einer ungestörten Einheit mit dem „Sender“, in der es noch unberührt sei von den Schwierigkeiten des Aufeinandertreffens mit der Person oder gar der ganzen Welt, der es zugesprochen wird. Es ist ja auch in dem Gedicht von Hilde Domin so, dass das Übel erst beginnt, wenn das Wort ausgesprochen ist. Erst dann lässt es Gräser verdorren, Blätter welken und Schnee fallen, auf dass man sich wünscht, es zurückholen zu können in die Einheit der Unausgesprochenheit. So verständlich diese sehnsüchtige Vorstellung vom inneren Wort in ihrer Intention sein mag, so unabweisbar deutlich wird sie doch schon im Moment ihres Aufkommens „gestört“ von dem Wissen, dass der eigentliche Ort des Wortes das Außen und nicht das Innen ist. Das ist der Grund für die Metaphorik der Worthaftig-

keit Gottes im christlichen Credo: dass Gott ankommen, in Beziehung treten will. Hilde Domin's Beispiel der Erfahrung des „schwarzen Wortes“ zeigt, welche Chance, aber auch welches Risiko darin liegen, dass das Wort nicht ins Ungesprochene zurückkehrt, sondern unwiderruflich seinen Weg nimmt. Ist solche Unwiderruflichkeit aber überhaupt vereinbar mit Beziehungshaftigkeit?

Mit dieser Frage wird die Nahtstelle zwischen jüdisch-christlichem Gottescredo und seiner fundamentalistischen Verzerrung markiert. Sie weist auf die Gegenbewegungen, die in das Geflecht der biblischen Texte eingewoben sind und verhindern, dass Metaphern verkrusten. Häufig sind es Duale, in die sie eingewoben sind, etwa die von Buchstabe und Geist oder von Gesetz und Evangelium. Was das Wort Gottes betrifft, so liegt die deutlichste Gegenbewegung in einer erstaunlichen Beobachtung: Folgt man der Spur der biblischen Texte, so kann Gott offenbar weder in der Vermittlung durch das prophetische Wort noch sogar in der Schöpfung mit einem solchen Automatismus seines Wortes rechnen, wie es die Dichterin bezüglich des „schwarzen Wortes“ beschreibt. Propheten müssen erst bearbeitet werden (Jona!), bis sie das Wort aus der Ungesagtheit entlassen, und sie werden durchaus nicht gehört, so dass das Wort Gottes gar nicht so unerbittlich sein Ziel zu erreichen scheint. Und obwohl doch die gesamte Schöpfung auf das wirkmächtige Wort Gottes zurückgeführt wird, ist es auch hier auf geschöpfliche Mitwirkung angewiesen, um zu „treffen“, um zum Ziel zu kommen. „Keineswegs“ seien in Genesis 1 und 2, so Michael Welker, schöpferisches Handeln Gottes „nur der Figur des Verursachens, Hervorbringens und Produzierens entsprechend“ zum Ausdruck gebracht, sondern vielmehr seien „gegenüber der einseitigen Betonung dieser Figur die Texte voll ... von Hervorhebungen und Ausgestaltungen des auf die Präsenz des Geschaffenen reagierenden Gottes, des *reaktiven Erfahrens und Handelns* Gottes“. Nach diesen Texten wirkt Gottes Wort schöpferisch, indem es reagiert, weil es Reaktionen provozieren will. Es ist zwar ein „wirksames Wort“ und als solches unumkehrbar ankommend wie das „schwarze Wort“, aber es reagiert schon in der Ungesagtheit und kommt daher ganz anders an. Dafür gibt es eine spezifische Bezeichnung: Gottes Wort ist Anrede. Es ist – auch in der Warnung der Propheten noch – einladende Anrede. „Glauben“ hat in christlicher Perspektive nichts mit Für-Wahr-Halten zu tun, sondern damit, sich angesprochen zu wissen.

Annäherungsversuche in trauer und kurzer zeit

Während wir sprachen
es wetterleuchtete und endlich
regen aufkam
eine stunde lang hab ich
mir gewünscht
daß du deine hand auf meine legst
während wir sprachen
ende mai

Mit den wünschen ist es so
manchmal gelingt es sie
umzutauschen
gegen etwas nicht ganz so
unmögliches
dann bleibt wohl der vorige schmerz
doch anders
öfter sterben sie einfach
den kleinen tod
jeden tag denselben
du hast mich nicht rufen hören
ich sprach die falsche sprache

Wenn alle wünsche verwelkt sind
werde ich tot sein
auch für mich
aber zäh wie der kuckuck
schrei ich den ganzen juni.

Dorothee Sölle

So entpuppt sich die Metapher vom Wort Gottes als Ausdruck für ein komplexes Geschehen des Wirkens Gottes. Wort Gottes als Anrede will nicht „treffen“ wie das schwarze Wort, sondern generieren, schaffen: Es zielt auf Antwort, Zeugnis, Bekenntnis und letztlich auf Lebensgestaltung. Erst in diesem komplizierten Aufeinanderangewiesensein von Wort und Antwort erweist es sich für Christinnen und Christen, ob sie es mit Gottes Wort, einem schwarzen Wort oder einem bunten, leichtfüßigen, nichtssagenden Wort zu tun haben. Oder andersrum gesagt: Es ist gerade die *fehlende* Komplexität des Wortgeschehens, die von Hilde Domin als „schwarzes Wort“ beschrieben wird. Ein Wort wird zum schwarzen Wort in dieser Mangelsituation, in der es nicht zum Ziel kommen kann in einer Antwort, sondern seine Dynamik eindimensional bleibt und damit zerstörerisch wird. Das schwarze Wort erweist sich als ein Wort in der Situation von Unfrieden, die Sprechende und Hörende umfasst. Von Gottes Wort hingegen wird in biblischer Perspektive gesagt, dass es in seiner lebensfördernden Komplexität als An-

rede, als Beziehungsgeschehen kommt, nicht als das leichtfüßige Wort, das nie ankommt, sondern als ein schöpferisches, das Gräser und Blätter auch nach vernichtenden Unwettern nicht „in Ruhe“ lässt, sondern zum Reagieren, zu neuem Wachsen drängt.

Bilder der Alltagserfahrung

Spätestens jetzt wird das theologische Zusammenspiel der verschiedenen konfessionellen Traditionen wichtig, auf das gerade am Oldenburger Institut großen Wert gelegt wird. Denn für die Komplexität und Dynamik der Wort-Gottes-Vorstellung gilt, was für Komplexität schlechthin gilt: Wir nehmen sie am ehesten unverstellt wahr, wenn wir sie nicht im Typus verdecken. Das aber heißt: Wort Gottes als Anrede-Geschehen verstanden muss mehr vom Ankommen des Wortes reden können als in protestantischer Wort-Gottes-Tradition üblich. Evangelische Theologie könnte sich daran erinnern lassen durch die von ihr seltener bedachte Inkarnations-Metapher, möglicherweise vom Johannes-Prolog aus, in dem von „Fleischwerdung“ des Wortes Gottes die Rede ist. Dies nimmt der 1. Johannesbrief auf, indem er folgende Metaphern-Kombination vor Augen stellt:

„Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände betastet haben in bezug auf das Wort des Lebens – und das Leben ist erschienen, und wir haben es gesehen und bezeugen und verkündigen euch das ewige Leben (...), damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt; unsere Gemeinschaft besteht aber auch mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus.“ (1. Joh 1, 1-3)

Hier wird von Gottes Wort in Verbindung mit Augen und Händen in einem dynamisch-sinnlichen Bildreigen gesprochen, vom Wort des Lebens, durch das in Ausdehnung und Intensivierung von Gemeinschaft Gottes-Gemeinschaft geschaffen wird. In der Sprachwelt der Inkarnation werden Metaphern mit geradezu gegensätzlicher Konnotation zusammengebunden: Wort – Augen und Hände; Hören – Denken; Sehen – Berühren. Der intellektuelle Anstrich in der Rede vom Wort Gottes wird in dieser Bildkombination kräftig übermalt durch andere Assoziationen aus der Alltagserfahrung: z.B. der der Begrüßung liebgewonnener Menschen, die wir kommen hören, freudig in den Blick nehmen, genau ansehen und schließlich umarmen – mit den Händen betasten. So wirklich und lebendig, wie Menschen angekommen

sind, die so begrüßt werden, so wirklich und lebendig „malt“ dieser Text das Wirken Gottes in Jesus Christus als dem „Wort des Lebens“, das anredet, zum Zeugnis lockt und Gemeinschaft stiftet.

Auch die Komplexität von Wortgeschehen, das Gemeinschaft schafft, kennen wir sehr gut von der negativen Seite her: Wenn die Hand fehlt und das Wort allein bleibt, wenn es nicht zum Antworten, zum – auch widerständigen – Bekenntnis und Zeugnis kommt – wenn Versöhnung nicht gelingt. Aber wir kennen sie auch aus der Erfahrung, dass noch Hoffnung bleibt, solange der Schmerz an der Unversöhntheit da ist – und solange noch jemand da ist, der dennoch unablässig ruft. Beide Aspekte werden in der christlichen Gottesrede zusammengebunden, wenn von Gottes zornigem Schmerz über verschenktes Leben in Unfrieden und Ungerechtigkeit gesprochen wird und doch auch von seiner bleibenden Treue, in der er dennoch unablässig sogar beim Namen ruft. Zur Illustration der Alltagserfahrung von ausbleibender Komplexität des Wortgeschehens sind diese Gedanken zum Wort Gottes durch Dorothee Sölles Gedicht „Annäherungsversuche“ besonders gut ergänzt.

Literatur: Hilde Domin, Rückkehr der Schiffe. Gedichte, Frankfurt 1962, Neudr. 1994, Neuaufl. 2003, 19.
Dorothee Sölle, fliegen lernen. Gedichte, Berlin 1979, 70.

Die Autorin



Prof. Dr. Ulrike Link-Wieczorek lehrt Systematische Theologie am Institut für Evangelische Theologie und Religionspädagogik. Sie studierte Evangelische Theologie, Germanistik und Russisch für das Lehramt an Gymnasien in Mainz, Frankfurt und München und arbeitete mehr als zehn Jahre als Wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Hochschulassistentin am Ökumenischen Institut der Universität Heidelberg. Dort promovierte sie und habilitierte sie sich. 1997 erhielt sie einen Ruf an die Universität Oldenburg. Die Theologin forschte in Kenia und Südkorea sowie an der Universität Leeds in Großbritannien. Sie ist Mitglied zahlreicher ökumenischer Forschungsgruppen. Die Möglichkeiten und Grenzen einer ökumenisch orientierten Theologie für Menschen „am Rande“ der Kirche bilden den Schwerpunkt ihrer Forschung.

Viel sind Erinnerungen

Von Johann Kreuzer

Die Erinnerung ist ein Schlüsselbegriff der Selbstreflexion kultureller Erfahrung und ein irreduzibler wie unverzichtbarer Bestandteil praktisch-werdender Vernunft. Exemplarische Stationen der Philosophiegeschichte machen die Standards deutlich, die Theorien der Erinnerung nicht unterschreiten sollten.



Gegen den Verlust der Erinnerung:
Philosophieren vor dem Hintergrund
von Jahrhundertkatastrophen – Collage
aus einem Motiv vom Ground Zero und
Rodins „Le Penseur“.

Theorien der Erinnerung handeln von einem Grundgedanken der europäischen Bewusstseinsgeschichte, der besonders in kulturellen Umbruchssituationen Konjunktur hat. So ist gerade auch in den beiden letzten Dezennien des 20. Jahrhunderts die Frage nach Sinn und Vermögen der Erinnerung verstärkt in den Blickpunkt der Diskussion gerückt. Das belegt eine Vielzahl von Publikationen – vornehmlich im Grenzbereich zwischen der Philosophie, der Geschichte und der Religionswissenschaft, den Philologien, der Kunst und den Kunstwissenschaften und nicht zuletzt den Neuro- und Kognitionswissenschaften.

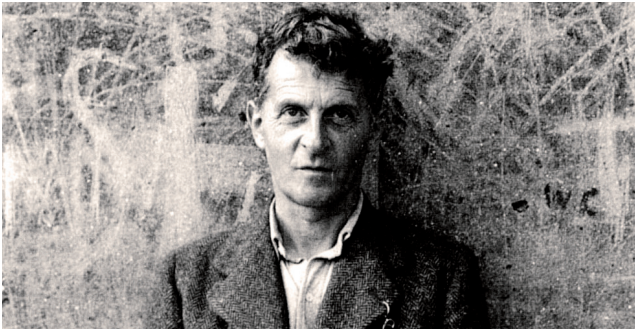
Genannt seien die Stichworte Kultursemiotik und kulturelles Gedächtnis, die bewusstseinstheoretische Hinterfragung der Differenz zwischen Gedächtnis und Erinnerung, die Wechselwirkung von ästhetischer Erfahrung und Erinnerung, die Frage schließlich nach der (Re-)Konstruierbarkeit von Bewusstsein als neuronalem Netzwerk. Geradezu Mode geworden sind dabei eine gleichsam ritualisierte Kultur des Erinnerns auf der einen Seite und naturalistische, Sinn und Semantik

des Erinnerungsvermögens auf neurophysiologische Basen reduzierende Deutungen auf der anderen. Letztere entsprechen dem gegenwärtigen Naturalisierungssog in den Wissenschaften, der die Symbolisierungsleistungen kultureller Erfahrung allein als Emergenzphänomene oder Phänomene mentaler Repräsentation behandelt. Erinnern ist nun eine, wenn nicht die zentrale Instanz im Netzwerk der Selbstreflexion kultureller Erfahrung. Die folgenden Überlegungen versuchen in philosophiegeschichtlicher Anamnese zu skizzieren, was „Erinnern“ zu dieser zentralen Instanz hat werden lassen.

Der Sinn des Erinnerns

Die naturalisierende Reduktion des Sinns der Erinnerung auf eine mentale Speicherleistung ist nicht neu. Schon Platon sah sich damit konfrontiert. Er hat – insbesondere in den Dialogen *Theaitetos* und *Sophistes* – darauf hingewiesen, dass die ‚Freunde der Materie‘ einem Trugschluss erliegen, wenn sie den Vorgang des Erinnerns mit einem Akt der Speicherung identifizieren. Dass uns das

Within the framework of cultural experience, memory is of irreducible importance. Memory is the key for aesthetic and ethical self-reflection. Exemplary steps in the history of philosophy illustrate the minimal standards for theories of memory, as well as the semantics of memory.



Die Semantik des
Erinnerns: Ludwig
Wittgenstein.

Gedächtnis täuschen kann, zeigt, dass diese Gleichsetzung ein Trugschluss ist. – Aber auch die ‚Freunde der Erinnerungskultur‘ scheinen das Gegenteil dessen zu bewirken, was Erinnern meint: Das ritualisierte Gedenken forciert ein kollektives Überhandnehmen jener Verdrängungsleistungen, die man gewöhnlich Vergessen heißt. Auch hier wird Erinnern zu einem sekundären oder äußerlichen, durch die Ritualisierung gar tertiären Geschehen. Die Frage, worin demgegenüber der Sinn der Erinnerung besteht – der Sinn, der sie ist, wie der Sinn, den sie hat –, soll im Folgenden durch den exemplarischen Rekurs auf einige Stationen der Philosophie- und Bewusstseinsgeschichte beantwortet werden.

Die Antike

Bei Platon (427 bis 347) steht im Zentrum der Antwort auf die Frage, was Wissen sichert, das Theorem, dass alles Lernen Wiedererinnerung (*anamnēsis*) sei (Phaidon, 72e). Mittels der Annahme einer Präexistenz der Seele wird Erinnern als Wiedererinnerung begriffen. Bedeutsam an diesem Theorem ist weniger die fiktiv-naturalistische ‚Begründung‘, die den Sinn der Erinnerung auf etwas ihr Vorgängiges – ein erinnerungsfrei gegebenes Datum – zurückführen will. Bedeutsam ist vielmehr die semantische Evidenz, auf die damit hingewiesen wird: Erinnern schließt ein Bewusstwerden ein, dass es ein seiner selbst bewusstes ‚Zurückkommen-auf‘ bedeutet. Das aber heißt, dass Erinnern mit dem, was jeweils erinnert wird, nicht zusammenfällt. *Erinnern* und *Erinnertes* unterscheiden sich. Dieser Unterschied zwischen dem Was des Erinnerten und dem Was des Erinnerns betrifft auch die Frage, wie sich Erinnern mitteilt. Platon diskutiert sie in der ‚Schriftkritik‘ gegen Ende des Dialogs *Phaidros*. Der Nutzen der Buchstaben bestehe darin, dass sie ein Hilfsmittel für die Erinnerung (*mnēmē*) seien, durch die Schrift würden die Menschen gedächtnisreicher. Im Vertrauen

darauf, dass sich die Fähigkeit des Erinnerns durch eine solche Informationsaufzeichnungstechnik ersetzen lasse, bewirke diese Erfindung freilich das Gegenteil. Sie werde ‚der Lernenden Seelen Vergessen einflößen aus Unbesorgtheit um das Erinnern‘. Die Schrift sei deshalb ein Hilfsmittel nicht für die Fähigkeit des Erinnerns, sondern allein für die Aufbewahrungsleistung des Gedächtnisses. Erinnern selbst bedürfe der lebendigen Rede. Um Missverständnissen vorzubeugen: Platon kritisiert nicht den technologischen Fortschritt der Datenspeicherung, der es erlaubt, im Medium der Schrift Gedächtnisleistungen abzuspeichern. Was er kritisiert, ist die Meinung, der Akt des Erinnerns ließe sich durch Technologien der Datenaufzeichnung und -verarbeitung ersetzen. Das ließe er sich nur, wenn Erinnern mit dem, was wir erinnern, zusammenfielen.

An den Unterschied zwischen Gedächtnis und Erinnerung knüpft Aristoteles (384 bis 322) an. In der kleinen Schrift *Über Gedächtnis und Erinnerung* geht er vom Faktum bzw. der ‚Common-sense-Auffassung‘ des Gedächtnisses aus: Es gebe *mnēmē* (Gedächtnis) nur von Vergangenen: Was im Gedächtnis ist, das Erinnerte, meint ein sekundäres Vorstellungsbild eines primären Sinneseindrucks. Die mentale Kopierinstanz ‚Gedächtnis‘ wird als innerer Speicher äußerer Erfahrungsdaten gedacht. Erinnern repräsentiere Vergangenes – aber stimmt es, dass es nur re-präsentiert? Was heißt: etwas erinnert haben? – Es heißt, die Gegenstände oder Objekte des Erinnerns in ihrer zeitlichen Verschiedenheit zu verbinden. Dazu gehört die Fähigkeit der Differenzierung zwischen einem jeweils erinnerten Jetzt und dem Jetzt des Erinnerns. Das führt zu der Einsicht, dass jede Art von Gedächtnis mit Zeit verbunden ist und dass nur diejenigen Lebewesen, die Zeitempfinden besitzen, Gedächtnis haben, und zwar mittels dieses Zeitempfindens. In der alltäglichen Funktionsweise, die das Gedächtnis als Speicher(n)

äußerer Daten hat, ist diese Leistung des Erinnerns gleichsam verdeckt. Aber gerade diese verdeckte Leistung ist es, die das menschliche Erinnerungsvermögen auszeichnet.

Aristoteles hält fest: ‚Erinnerung unterscheidet sich vom Gedächtnis nicht nur bezüglich der Zeit, sondern auch darin, dass sich Gedächtnis auch bei vielen anderen Lebewesen findet, Erinnerung aber, so kann man sagen, sich bei keinem anderen bekannten Lebewesen findet, außer beim Menschen. Erinnerung ist nämlich gleichsam eine Art Schluss (*sylogismós*).‘ (Peri *mnēmēs* ..., 453a) Dass das von der Merkfähigkeit des Gedächtnisses unterschiedene Erinnern eine den Menschen allen anderen Lebewesen gegenüber spezifisch auszeichnende Fähigkeit darstellt, führt zu der Vermutung, dass ‚die Erinnerung auf einem Prinzip gründen (muss), das größer (erklärungsmächtiger) ist als das, von dem ausgehend man sich zu erinnern lernt‘ (451b).

Es genügt nicht, Erinnern als sekundär-mentale Kopie primär gegebener Daten anzunehmen. Auch wenn Aristoteles diese Vermutung nur als Hypothese formuliert hat, so sind mit ihr doch zwei Standards festgehalten, die beachtet werden sollten. Erinnern ist a) ein Selbstverhältnis, das ein Bewusstsein zeitlicher Differenz in sich schließt, und b) ist es mit der Rückführung auf scheinbar erinnerungslos gegebene, quasi ursprüngliche oder natürliche Daten nicht erklärt.

Zwischen Antike und Mittelalter

Die bei Aristoteles als Arbeitsprogramm formulierte Intuition, dass das Prinzip der Erinnerung erklärungsmächtiger sein muss als die Konditionierung des sekundären Aktes ‚Erinnern‘ durch primäre Eindrücke oder ‚Daten‘, wird am Ende der Antike durch Augustinus (354-430) konkretisiert. Er gibt dem bei Platon und Aristoteles erreichten Erkenntnisstand in der Zäsur des Übergangs von der ersten zur zweiten Epoche europäischer Geschichte eine entscheidende Fortführung. Im Übergang von der Antike zum Mittelalter kommt die ‚moderne‘ Auffassung der Erinnerung, in der die geisttheoretische Analyse der *memoria* mit ihrer lebensgeschichtlichen Bedeutung verbunden wird, in originärer Weise zur Sprache. Es ist deshalb kein Zufall, dass Augustinus‘ Deutung von Sinn und Vermögen der Erinnerung paradigmatischen Rang erlangt hat und gerade in soziokulturellen Umbruchsituationen nachgefragt wird und ‚Konjunktur hat‘. Er stellt (insbesondere in den *Confessiones*) dar, dass mit den egologischen Vorstellungen, die Erinnern als Verinnerlichen oder Aufbewahren

(d.h. als Gedächtnis) denken, die Kraft der Erinnerung nicht erklärt werden kann. Die Vorstellung, dass zuerst ein Ich sei, das sich ‚dann‘ auch noch erinnert, oder das Erinnern einem Instrument gleich an- oder ausschaltete, ist irrig. Die Identität des Bewusstseins, die mit der Rede vom Ich gemeint wird, ist Resultat, nicht Voraussetzung der Leistung(en) des Erinnerns – die *Confessiones* erzählen exemplarisch deren Bildungsgeschichte. In *De trinitate* zeigt die Analyse der Tätigkeit des Bewusstseins, dass die Erinnerung als Grund im Bewusstsein endlicher Subjektivität zu denken ist. Insbesondere vier Einsichten sind es, die für das Verständnis der Erinnerung als „Kraft des Lebens im sterblich lebenden Menschen“ (*Confessiones* X.17.26) maßstabssetzend werden.

Erinnerung ist a) der Sinn für Zeit und ihrer inneren Struktur (ihrer ‚Grammatik‘) nach selbst zeitlich bestimmt. Wir (müssen) erinnern, weil alles, was in der Zeit erscheint, vorübergeht – die Augenblicke des Erinnerns selbst gehen vorüber. Zugleich präzisiert Augustinus, dass b) Erinnern mit seinen Gegenständen (dem Erinnerten) nicht zusammenfällt. Aus dem Wissen um die Differenz zwischen *Erinnertem* und *Erinnern* bildet sich der Begriff der *Erinnerung*. Diese Differenz bemerken wir c) auch am Vergessen. Die Vorstellung, die das Vergessen als Löschvorgang der Speicherleistung ‚Erinnern‘ denkt, wird durch die Phänomenologie des Vergessens widerlegt. Durch oder am Vergessen wird vielmehr bewusst, was Erinnern selbst heißt. Das führt d) zu der Einsicht, dass sich gerade an dem, was das Vermögen der Erinnerung zu transzendieren scheint, ihr Sinn begreifen lässt: Dass wir erinnern, was sich der Kraft des Erinnerns entzieht oder sie übersteigt, lässt die Erinnerung zum ‚Ort‘ werden, an dem das Wissen um die Endlichkeit des Bewusstseins mit den Augenblicken göttlicher Sinnevidenz verbunden ist. Hier reformuliert Augustinus, was Platon (im *Phaidros*) jenen Enthusiasmus ‚begeisterten Erinnerns‘ genannt hatte, der uns produktiv werden lässt – ein begeistertes Erinnern, das seit der Renaissance als Grund künstlerischen, wie überhaupt kreativ-hervorbringenden Tuns gesehen wurde. Noch Theodor W. Adorno wird darauf rekurren, wenn er Kunst in der *Ästhetischen Theorie* die „Erinnerung“ dessen, „was nicht ist“, nennt.

Von Descartes bis Wittgenstein

Mit den skizzierten Grundlegungen ist ein Standard formuliert, hinter den Up-dates von Erinnerungstheorien nicht ohne Not zurückfallen sollten, auch wenn er in der weiteren Geschichte des Denkens bisweilen unterschrit-

ten wurde – so bei René Descartes, der das denkende Ding, als welche das Ich gedacht wird, von dem als „lügnerisch“ bezeichneten Erinnern absetzt (vgl. „*Meditationes de prima philosophia*“ II.2). In der Kritik daran geht John Locke (wie Augustinus) über den unreflektierten Gegensatz von Erinnern und Vergessen hinaus. Weil Erinnern Vergessen als seine innerzeitliche Voraussetzung in sich schließt, wird es zum Grund personaler Identität. Der subjektzentrierten („egologischen“) Vorstellung der Erkenntnis bei Descartes, die Erinnern zu einer bloß akzidentellen Eigenschaft einer Geistsubstanz macht, hat zu Beginn des 18. Jahrhunderts am entschiedensten Giambattista Vico mit seiner *Scienza nuova* widersprochen. In der kultursemiotischen Trias von „*memoria, ingegno, fantasia*“ wird die Erinnerung zum Zentralbegriff einer Ästhetik der Kultur, auf die im 20. Jahrhundert von Ernst Cassirer bis Jacques Derrida Bezug genommen wurde. Als sinn- und sprachschöpfendes Vermögen liegt sie dem Universum der Symbolisierungsleistungen geschichtlicher Praxis zugrunde und lässt die Daten der Geschichte als Zeichen begreifbar werden, deuten und erzählen. – Darauf, dass die Auseinandersetzung mit dem Sinn der Erinnerung ins Zentrum der an Immanuel Kant anschließenden Diskussionen im Deutschen Idealismus bei Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Wilhelm Schelling, Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Friedrich Hölderlin führt, kann hier nicht mehr als nur hingewiesen werden. Ebenso darauf, dass nach dem Ende der idealistischen Systeme die ethische („existenzielle“) Relevanz der Erinnerung verstärkt thematisch wird (bei Søren Kierkegaard etwa oder bei Friedrich Nietzsche).

Mehr als nur hingewiesen werden soll hingegen auf die Reformulierung, die Ludwig Wittgenstein (1889-1951) der Semantik des Erinnerns gegeben hat. Das Faktum, dass uns das Gedächtnis täuschen kann, widerlegt die physikalistische Reduktion der Erinnerung auf die Speicherfunktion des Gedächtnisses (vgl. „*Philosophische Untersuchungen*“, § 56). Erinnern ist nicht die sekundäre Kopie einer primären Erfahrung. Auch und gerade die Auffassung vom Erinnern als ‚innerem‘ Vorgang bleibt jener Metaphorik verhaftet, die seit Descartes die zeitliche Semantik des Erinnerns in räumliche Vorstellungen kehrt. Das „Bild vom inneren Vorgang“ gibt nicht „die richtige Idee von der Verwendung des Wortes ‚erinnern‘“. („*Philosophische Untersuchungen*“, § 305) Die „richtige Verwendung“ erschließt sich nur der Analyse der Äußerungsformen und Symbolisierungsleistungen, in denen sich Erinnern ‚zeigt‘ – es

zeigt sich in Zeichen: in objektiv-dinglicher, materiell verkörperter wie medial vermittelter Form. Deshalb ist die Erinnerung der Schlüsselbegriff für die Netzwerke wie für die Selbstreflexion kultureller Erfahrung. In der Epoche des Deutschen Idealismus hätte man von der Tätigkeit des Geistes und den Formen seiner Verdinglichung gesprochen. Der damit verbundene Vernunftoptimismus ist durch die nachfolgende Entwicklung und insbesondere durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts desavouiert worden. Geblieben ist der Anspruch jener Selbstbesinnung der Natur im Menschen, der die Auseinandersetzung mit den Reduktionismen sowohl wie mit den Substituten der den Menschen spezifisch auszeichnenden Fähigkeit des Erinnerns zu einem unverzichtbaren Bestandteil praktisch-werdender Vernunft macht. Weil der Verlust der Erinnerung Index des Rückfalls in selbstverschuldete Unmündigkeit wäre, gilt es, die erkenntnis- wie bewusstseinstheoretische ‚Grammatik‘ der Erinnerung mit ihrer gegenwartsdiagnostischen, geschichtsphilosophischen, ästhetischen und nicht zuletzt auch ethischen Bedeutung zu verbinden. Denn „Viel sind Erinnerungen“ (Friedrich Hölderlin). Eine Theorie der Erinnerung, die diesem Erfahrungsanspruch genügt, ist insofern gerade jetzt an der Zeit.

Der Autor



Prof. Dr. Johann Kreuzer, Hochschullehrer für Philosophie und Direktor des Instituts für Philosophie an der Universität Oldenburg, forscht und lehrt seit 2002 in Oldenburg. Er studierte Philosophie, Germanistik und Vergleichende Religionswissenschaft in Tübingen und an der Freien Universität Berlin, wo er 1984 mit einer Arbeit über Hölderlin promovierte. Während seiner Assistentenzeit an der Universität Wuppertal habilitierte er sich 1992 mit einer Arbeit über Augustinus. Bevor Kreuzer dem Ruf nach Oldenburg folgte, nahm er Gastprofessuren und Lehrstuhlvertretungen in Prag, Münster, Berlin und Köln wahr. Kreuzer ist Mitglied des Beirats der Hölderlin-Gesellschaft und gehört zu den Mitherausgebern der neuen Walter Benjamin Ausgabe, die ab 2008 erscheinen wird. Seine Forschungsschwerpunkte sind Geschichte und Kritik der Metaphysik, Ästhetische Theorie sowie Sprach-, Kunst- und Religionsphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart.

Eine frühe europäische Handelsdynastie

Von Dagmar Freist

Im 17. Jahrhundert wurden Hamburg, London, Amsterdam und Stockholm zu Zentren transnational operierender Handelsdynastien. Informelle Netzwerke über nationale und kulturelle Grenzen hinweg bildeten die Voraussetzung wirtschaftlichen Erfolgs und die Grundlage kultureller Austauschprozesse. Inwieweit diese Entwicklung zur Transformation frühneuzeitlicher Gesellschaften beitrug, steht im Zentrum eines Forschungsprojekts am Institut für Geschichte. Es ist Teil der europäischen Forschungskoope- ration „Networks, Economic and Social Interaction and Cultural Transfer in early modern Northern Europe“ (NESICT), die im März 2007 an der Universität Oldenburg be- gründet wurde.

In seventeenth-century Europe, London, Hamburg, Amsterdam and Stockholm evolved as new centres of international merchant dynasties. Their bases were informal networks across national and cultural boundaries which also served as conduits of cultural transfer. A new research project at the historical institute of Oldenburg University will analyse the impact these economic and cultural developments had on the transformation of early modern societies. The project is part of a European research cooperation that was founded at Oldenburg University in March 2007: "Networks, Economic and Social Interaction and Cultural Transfer in early modern Northern Europe" (NESICT)



Eine typische "Einkaufshalle": Paris, 17. Jahrhundert.

Charles Marescoe, 1633 in Lille geboren, gehörte in den 1660er Jahren zu einem der angesehensten und wohlhabendsten Kaufleute Londons. Als Sechzehnjähriger war er in die englische Metropole gekommen, wo er bei dem niederländischen Kaufmann Jacques Boeve als Lehrling begann und bald die Geschäftskorrespondenz und die Buchführung übernahm. Sechs Jahre später verfügt er als Partner des aus Hamburg stammenden John Buck bereits über eigene Handelskontakte mit Schweden sowie Spanien, Portugal und der Levante. Seine Korrespondenz und Rechnungsbücher, die in einem Umfang von zehntausend Dokumenten im Public Record Office in London sowie im Riksarchiv in Stockholm erhalten sind, weisen bis zu seinem Tod im September 1670 Geschäftskontakte mit Partnern aus sieben europäischen Ländern auf, darunter enge Kontakte zu führenden Händlern in Stockholm, Hamburg (u.a. zur Familie Berenberg) und Amsterdam. Marescoes Handelsgeschäfte umfassten den Eisen-, Kupfer- und Teerhandel mit Schweden, den Zucker-Reexport aus England über den Hamburger Umschlaghafen sowie den Reexport von Kolonialwaren und Farbstoffen nach Deutschland. 1658 heiratete der Unternehmer

Marescoe Leonora Lethieulliers, die Tochter eines bekannten Londoner Kaufmanns. Die Lethellieurs hatten ihre Wurzeln in den spanischen Niederlanden und entstammten dort einer angesehenen Familie. Diese Heirat eröffnete Marescoe den Zugang zur wirtschaftlichen und politischen Elite Londons, zu der sich sowohl Migranten – „fremde Kaufleute“ – als auch eine jüngere Generation englischer Kaufleute, die „new merchants“, zählten.

Wirtschaftsmigration und transnationale Handelsdynastien

Dieser erfolgreiche Aufstieg ist keine Ausnahme, wenn auch selten so gut dokumentiert wie im vorliegenden Fall. London wie auch das aufstrebende Hamburg und Amsterdam übten seit der Wende zum 17. Jahrhundert eine geradezu magnetische Anziehungskraft auf Tausende qualifizierter und wohlhabender Fachkräfte und Händler vor allem aus dem einst blühenden Kultur- und Wirtschaftsraum der spanischen Niederlande aus. Zu den Migranten gehörten sefardische Juden, die von Spanien über Portugal Ende des 16. Jahrhunderts nach Amsterdam und Hamburg, seit Mitte des 17. Jahrhunderts

auch nach London emigrierten, Calvinisten, die den bürgerkriegsähnlichen Unruhen und Kriegswirren der spanischen Niederlande entflohen, und Hugenotten, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 Frankreich verließen. Die Stadtoberkeiten erkannten den wirtschaftlichen Nutzen der Migranten und förderten ihre Ansiedlung durch eine aktive Fremdenpolitik. Viele dieser Neuankömmlinge verfügten über weit verzweigte Netzwerke wirtschaftlicher und familiärer Beziehungen, deren Kern sie von ihren Herkunftsorten in den spanischen Niederlanden, in Portugal und Frankreich nach Nordeuropa verlagerten. Hier knüpften sie neue Netzwerke außerhalb korporativer Handelsstrukturen wie etwa der Hanse oder der großen Handelskompanien. So entstanden regelrechte Handelsdynastien, die sich auf informelle, überwiegend auf familiärer und verwandtschaftlicher Basis beruhende Netzwerke in ganz Europa stützten und in Konkurrenz zur alten Kaufmannselite traten.

Das Zusammenspiel aller Akteure

Die Basis dieser Netzwerke waren Vertrauen und Glaubwürdigkeit – *trust and credit*. Ein Blick in die Korrespondenz Charles Marescoes verdeutlicht, wie entscheidend diese Qualitäten für den wirtschaftlichen Erfolg seines Handelsunternehmens und die seiner Geschäftspartner waren. Hier ging es nicht nur um die aufwändige Koordination wirtschaftlicher und finanzieller Transaktionen quer durch Europa – beispielsweise die Organisation von ausreichend Ladeflächen auf sicheren Handelsschiffen oder die Gründung von Subunternehmen –, sondern auch um die Verlässlichkeit der Geschäftspartner und die ständige Rekrutierung neuer Mittelsmänner unterschiedlichster Nationalitäten. Von dem Zusammenspiel aller Akteure hing der wirtschaftliche Erfolg ab. In den Briefen findet sich entsprechend regelmäßig die Formulierung „wir vertrauen darauf, dass Ihr alles Erdenkliche tun werdet, um unseren Interessen zu dienen“.



Die Einkaufshalle Royal Exchange, London, ca. 1640

Nicht selten lag es im Ermessen der Partner in London, Hamburg, Amsterdam oder Stockholm, je nach Preisentwicklung den Verkauf von Gütern zu beschleunigen oder Ware zurück zu halten. Dass hier Unstimmigkeiten entstehen und verlustreiche Fehleinschätzungen passieren konnten, ist wenig verwunderlich, und so ist die täglich ein- und ausgehende Korrespondenz immer wieder durchsetzt von Äußerungen des Misstrauens und der Sorge. Im September 1672 etwa schreibt Joachim Pötter-Lillienhoff, ein Niederländer, der in Schweden eine bedeutende Rolle im Bergbau und Eisenhandel spielte, an Marescoe: „Wir sind sehr erleichtert, dass die Kapitäne Hans Meyer, Hans Michielsen und Johann Kruse unser Eisen sicher [nach England] gebracht haben – Gott sei Dank! Wir sind aber besorgt angesichts der fallenden Preise [in England]. Wir drängen Euch, dass ihr weiter unsere Interessen vertrittet und verlassen uns darauf, dass ihr keine Minute verliert, unser Eisen zu verkaufen.“ Um die Funktionsweise solcher Netzwerke zu verstehen, unterscheidet die Forschung zwischen „engen und weiten“ bzw. „starken und schwachen“ Netzwerken. Den Kern eines Unternehmens bildete demnach ein enges, häufig aus Familienmitgliedern und langjährigen Vertrauten bestehendes, weitgehend geschlossenes Netzwerk, das wichtige Schaltstellen in allen Handelsorten besetzte und die Grundlage transnationaler Handelsdynastien darstellte. Um diese engen Netzwerke rank-

ten sich gleichermaßen weite Netzwerke ortskundiger Subunternehmer, Zwischenhändler, Informanten, Dolmetscher und neuer Partner, die eine wichtige Voraussetzung für die Ausweitung und die Handlungsfähigkeit des Unternehmens darstellten. Mithilfe von Patenschaften und einer gezielten Heiratspolitik konnten neue Partner in den Kern eines Unternehmens und somit in ein enges Netzwerk eingebunden und transnationale Handelskontakte gefestigt werden.

Fremdheitserfahrung und kulturelle Kompetenzen

Die Forschung hat diese Netzwerke bislang überwiegend aus wirtschaftshistorischer oder soziologischer Perspektive unter dem Aspekt ihrer Funktionalität beschrieben. Ein besonderes Charakteristikum war jedoch auch die Transnationalität. Über kulturelle und nationale Grenzen hinweg mussten Vertrauen und Glaubwürdigkeit aufgebaut werden. Dazu gehörten nicht nur fremdsprachliche, sondern auch kulturelle Kompetenzen. Reiseberichte und Korrespondenzen belegen, dass innerhalb des frühneuzeitlichen Europas kulturelle Differenz durchaus wahrgenommen, Fremdheitserfahrungen thematisiert und Strategien im Umgang mit Fremdheit entwickelt wurden. Dazu gehörten nicht zuletzt die gezielte Aneignung von Wissen über andere Länder und Fremdsprachenerwerb mithilfe so genannter Dialogbücher.

Neue Elite mit eigenem Lebensstil

Am Beispiel Marescoes wird deutlich, dass sich Migranten zum einen innerhalb der Netzwerke ihrer Landsleute in London bewegten, zum anderen jedoch durch Eheschließungen auch gesellschaftliche Kontakte zur englischen wirtschaftlichen und politischen Elite entwickelten. Ähnliche Beobachtungen lassen sich für Händler aus den spanischen Niederlanden machen, die sich in Stockholm niederließen, die Netzwerke innerhalb der südniederländischen Migranten durch gezielte Eheschließungen intensivierten und gleichzeitig den gesellschaftlichen Umgang mit Unternehmern anderer Nationalitäten einschließlich einer aufstrebenden schwedischen Handelselite pflegten. In Abgrenzung zur alten schwedischen Mittelklasse und zum Adel entstand hier so etwas wie eine kosmopolitische Handelselite, die „Skeppsbron Nobility“, die einen eigenen Lebensstil, Geschmack, Konsumverhalten und Habitus entwickelte. Die Überschneidung alter und neuer Netzwerke diente offensichtlich dem Austausch kultureller Güter, Bräuche und Gewohnheiten. Die Migranten brachten nicht nur Wirtschaftskontakte, neue Technologien und wirtschaftliches Know-how mit, sondern sie versorgten den nordeuropäischen Markt auch mit neuen Produkten vor allem im Bereich von Luxus- und Konsumgütern. Oft aus alten und wohlhabenden Handelsfamilien stammend, beeindruckten sie die Nordeuropäer mit ihrem Lebensstil und ihrer ungewöhnlichen Mode. So gab Leonora Marescoe, die für ihren extravaganten Lebensstil bekannt war, viel Geld für kunstvolle Geschmeide und erlesene Weine aus.

Diese Differenzerfahrungen wurden vielfach literarisch verarbeitet wie etwa in dem Theaterstück „Spaanschen Brabanter“ des niederländischen Dichters G. A. Bredero aus dem Jahre 1617. Doch auch Tagebücher zeugen von der Wahrnehmung kultureller Differenz in der unmittelbaren Begegnung mit Fremden. So schilderte der bekannte Diarist Samuel Pepys, ein Zeitgenosse Charles Marescoes, in seinem Tagebuch lebhaft den Umgang mit seinem französischen Nachbarn in London, einem „gut aussehenden und belesenen“ Weinhändler namens Batelier. Batelier „tanzte gern mit mir, er versorgte mich mit Wein, wusste von Hexen und Geistern zu berichten, wies mich in die Geheimnisse seiner Handelsgeschäfte ein und brachte mir

Drucke und Bücher aus Frankreich mit“. Über das Ausmaß kultureller Differenz und dessen Wahrnehmung, über Orte, Intensität und Formen sozialer Interaktion zwischen ‚fremden Kaufleuten‘ und Ortsansässigen, über Kommunikationsformen und Sprache, die Rolle der Migranten als Mittler kultureller Güter und die Rezeptionsbereitschaft der Empfängergesellschaft ist bislang kaum etwas bekannt. Es gibt allerdings für große Handelsmetropolen wie London zahlreiche Hinweise auf eine Überschneidung alter und neuer Netzwerke und die Entstehung transkultureller Netzwerke.

Die Entstehung einer kosmopolitischen Gesellschaft

Für die Frage nach der Entstehung transkultureller Netzwerke und ihrer Bedeutung für transkulturelle Austauschprozesse sind zum einen die Orte interessant, an denen es zur Begegnung von Neuzugezogenen und Alteingesessenen kam, zum anderen die Intensität dieser Netzwerke. Zu den wichtigsten Orten, die historisch rekonstruierbar sind, gehören neben den Wohngebieten die Kirchengemeinde, Vereins- und Clubmitgliedschaften und schließlich die überall entstehenden Kaffeehäuser. Sie boten neben den vertrauten Formen der Geselligkeit auch Raum für wirtschaftliche Transaktionen. Nicht selten gaben Kaufleute, die sich neu in London niedergelassen hatten, Kaffeehäuser als Geschäfts- und Wohnadresse an. Hier begegneten sich Frauen und Männer verschiedenster Nationalitäten, tauschten Nachrichten aus, begründeten Geschäftskontakte und präsentierten sich in der neuesten Mode.

Ein weiterer Ort der informellen Begegnung war die New Royal Exchange, Londons beliebteste Kaufhallen, die Luxus- und Konsumgüter aus aller Welt in kunstvollen Auslagen präsentierten – und wer es sich leisten konnte, trug, wie Leonora Marescoe, die neuesten Modeartikel am eigenen Leibe zur Schau und machte sie gesellschaftsfähig. Wurden die Migranten so zu Trendsettern einer neuen englischen Kaufmannsgeneration, die sich von der alten Kaufmannselite wie auch vom Adel absetzen wollte? Zeitgenössische Polemiken gegen die englischen „new merchants“ jedenfalls kritisierten nicht nur den neuen Hang zum Luxus, sondern auch die Orientierung an der spanischen Mode. So heißt es über die als luxuriös empfundene Kleidung der Frau des erfolgreichen Weinhändlers und Ratsherren William Abell

in einem der Pamphlete: „purest Black that Spain affords must now cover her happy feet“ (das edelste Schwarz, das Spanien aufbieten kann, muss nun ihre glücklichen Füße bedecken).

Status und Selbstinszenierung bezogen sich aber nicht nur auf die Präsentation von Konsumgütern, sondern wichtig waren auch standesgemäße Heiraten und der Status der Personen, mit denen man sich umgab. So zählten die bedeutendsten europäischen Großhändler der Zeit zu den Gästen der Marescoes. Die älteste Tochter wurde mit dem Sohn eines angesehenen Londoner Ratsherren vermählt. Die Eheschließung der verwitweten Leonora Marescoe wiederum mit Jakob David, dem leitenden Buchhalter der Marescoes, löste einen heftigen Streit zwischen Leonora und ihrer Tochter aus, die die Ehe mit einem Bediensteten, wie sie es formulierte, als nicht standesgemäß verurteilte. Zu fragen bleibt, und dies bildet den Kern eines Forschungsprojektes am Institut für Geschichte der Universität Oldenburg, ob vor dem Hintergrund von Migration und transnationaler Handelsvernetzung ein „kosmopolitisches Bürgertum“ entstand, dass sich in Lebensstil, Habitus und Selbstverständnis neu definierte und so bewusst vom städtischen Kleinbürgertum, von der alten protektionistischen Handelselite wie auch vom Adel absetzte.

Die Autorin



Prof. Dr. Dagmar Freist ist Hochschullehrerin für Geschichte der Frühen Neuzeit am Institut für Geschichte. Sie studierte an den Universitäten Freiburg, Heidelberg und Cambridge (GB), wo sie 1992 promovierte.

Nach dreijähriger Tätigkeit als Referentin am Ev. Oberkirchenrat in Karlsruhe war sie von 1995 bis 1998 Research Fellow am Deutschen Historischen Institut in London. 1998 folgte die Assistentenstelle an der Universität Osnabrück, wo sie 2003 habilitierte. 2004 erhielt sie einen Ruf nach Oldenburg. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören – bezogen auf das 17. und 18. Jahrhundert – Herrschaftspraktiken, Öffentlichkeit und politische Kultur in Deutschland und England, Interkonfessionelles Zusammenleben, Netzwerke, wirtschaftliche und soziale Interaktion und Kulturtransfer in Nordeuropa.

Ungeheuer, Monster, Schreckgestalten

Von Sabine Kyora

Ungeheuer, Monster und Schreckgestalten sind Figuren, die die europäische Kulturgeschichte seit der Antike in wechselnden Gestalten und Konfigurationen begleiten. In ihrem literatur- wie kulturwissenschaftlichen Essay nimmt die Autorin drei ungleiche Ungeheuer unter die Lupe: Franksteins Monster, erdacht von der englischen Romantikerin Mary Shelley, Oskar Matzerath aus dem Roman „Die Blechtrommel“ von Günter Grass und „Die Monster AG“ aus dem gleichnamigen Animationsfilm für Kinder. Die Ungeheuer, so das Resümee, verändern sich im Laufe der Geschichte und reflektieren damit kulturelle Veränderungen im Konzept vom Menschen.



Das Monster verstößt gegen die Vorstellung davon, was menschlich ist, und löst deswegen Angst aus. Denn als künstliches Wesen weist es auf die Selbstüberschätzung seines Schöpfers, der sich an die Stelle Gottes gesetzt hat: Boris Karloff (1887-1969) in der Verfilmung von Mary Shelleys Frankenstein von 1931.

Monsters are figures that have been a part of European cultural history in varying forms and configurations since antiquity. The essay examines the literary and cultural history of three quite different monsters: in Mary Shelly's Gothic novel Frankenstein, Oskar Matzerath in Günther Grass's The Tin Drum and the animated feature film Monsters Inc. The conclusion is that monsters change over time, reflecting cultural changes in the concept of the human being.

In dem bekannten französischen Feenmärchen „Die Schöne und das Biest“ (La Belle et la Bête) findet sich folgender Dialog zwischen dem Biest und der schönen jungen Frau, die es in seiner Gewalt hat: „Ich habe ein gutes Herz, aber ich bin ein Ungeheuer.“ „Es gibt viele Menschen, die ärgere Ungeheuer sind als Sie“, sagte die Schöne, „und ich will Sie mit Ihrer Gestalt viel lieber haben als diejenigen, welche unter der Menschengestalt ein falsches, verderbtes, undankbares Herz verstecken.“ Das Ungeheuer im Märchen flößt zwar zunächst Furcht ein, zeigt dann aber unter seinem wilden, hässlichen Äußeren sein gutes Herz. So wird es zum Spiegelbild derjenigen, die es fürchten und abschreckend finden – es hat immerhin ein gutes Herz, während unter der Menschengestalt das Böse lauern kann.

Monster, Ungeheuer und Schreckgestalten sind in unserer Gegenwartskultur in fast allen Bereichen zu finden: Sie bevölkern Trickfilme für Kinder genauso wie Horrorfilme für Erwachsene, sie tauchen als Schreckgestalten in der Literatur auf und als Witzfiguren in der Werbung. Doch was genau ist eigentlich ein Monster oder ein Ungeheuer? Und weshalb

sind wir so fasziniert von ihnen, auch wenn wir sie fürchten? Diese Fragestellungen sind interessant für eine Literaturwissenschaft, die sich zugleich als Kulturwissenschaft versteht. Sie widmet sich Fragen, bei denen Literatur im Kontext kulturell und historisch sich wandelnder Konzepte – z. B. vom Schönen oder vom Schrecklichen – gesehen wird. Denn was ein Monster oder ein Ungeheuer ist und ob wir uns vor ihm fürchten, ändert sich mit der Zeit und mit den Vorstellungen darüber, was den Menschen zum Menschen macht. Das Märchen hat auf die Frage nach dem spezifisch Menschlichen noch eine einfache Antwort: Das gute Herz macht den Menschen aus, also sind eigentlich nur die zu fürchten, die es nicht haben.

Symbol für die Nachtseite des Menschen

Monster begleiten die europäischen Kulturen seit der Antike. Abgeleitet vom lateinischen Wort „monstrum“ versteht die Medizin in der Antike unter „monstra“ Menschen und Tiere mit Fehlbildungen. Monster können aber auch schon zu dieser Zeit phantastische Figuren sein, denn in der antiken Mythologie

gibt es eine ganze Reihe von Mischwesen, die aus einem halb menschlichen, halb tierischen Körper bestehen. So hat ein Kentaur den Unterkörper eines Pferdes und den Oberkörper eines Mannes und die Sphinx den Oberkörper, manchmal auch nur das Gesicht einer Frau, und den Unterkörper einer Löwin.

Auch im Mittelalter sind Monster einerseits „Missgeburten“, also Menschen oder Tiere, die von der als normal angesehenen körperlichen Gestalt abweichen; andererseits werden diese Missbildungen als wunderbare Zeichen gelesen, die auf kommende Ereignisse hindeuten können. Erst im 18. Jahrhundert wird diese Vorstellung als Aberglauben entlarvt. Es entsteht eine rein medizinische und naturgeschichtliche Perspektive auf tatsächliche Missbildungen, gleichzeitig werden Monster zu fiktiven Gestalten, die die Literatur und Kunst bevölkern.

Mit den Ungeheuern, so lautet die deutsche Entsprechung für das lateinische „monstrum“, lernen die Leserinnen und Leser das Gruseln – ein Gefühl, das aus Angst und aus Lust an der Angst entsteht. Die Monster und die Gefühle, die sie hervorrufen, stehen häufig für das Irrationale, das Andere der Vernunft, für die Nachtseite des Lebens und des Menschen. Schon Goyas berühmtes Capricho „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer“ (*El sueño de la razón produce monstruos*, 1797/98) zeigt diesen Zusammenhang: Während des Schlafes erscheinen die Monster – Mischwesen aus unterschiedlichen Tieren, halb Katze, halb Esel, Eulen mit fast menschlichen Gesichtern. Am Tag, wenn der Mensch wach ist und er seine Umwelt mit vernünftigen Maßstäben wahrnehmen kann, können sie nicht auftauchen, sie sind aber doch Teil des Menschen.

Mary Shelleys Frankenstein

Mit Mary Shelleys (1797-1851) Roman „Frankenstein oder der moderne Prometheus“ aus dem Jahr 1818 betritt ein Monster die Bühne, das bis heute in der Literatur und im Film gegenwärtig ist. „Ich näherte mich diesem gigantischen Wesen, wagte aber nicht, ihm noch einmal ins Gesicht zu sehen, denn in seiner Hässlichkeit lag etwas Schreckliches und Unirdisches. Ich wollte sprechen, aber die Worte erstarben mir auf den Lippen. Das Ungeheuer stieß weiterhin seine wilden und zusammenhanglosen Selbstanklagen aus.“ Für die Erschaffung des Monsters ist Frankenstein verantwortlich, der seinen wissenschaftlichen Forscherdrang nicht zügeln kann. Sein Geschöpf ist durch sein hässliches Äußeres gekennzeichnet: Frankenstein hat



es aus Leichenteilen zusammengesetzt und, weil er mit kleinen Organen nicht umgehen konnte, die Körperteile viel größer gemacht, als sie normalerweise sind. Das Monster ist körperlich abstoßend und versetzt alle, die es sehen, in Angst und Schrecken. Andererseits besitzt es die Fähigkeit, sich geschickt auszudrücken, es kann sein Leiden am Abscheu der Menschen schildern und zeigt menschliche Eigenschaften, die auch das Mitleid der Leserinnen und Leser hervorrufen. So ähnelt es dem „Biest“ im Märchen, fast ist man geneigt, ihm ein gutes Herz zu unterstellen. Anders als das Ungeheuer des Märchens ist Frankensteins Monster aber gefährlich: Weil es in der menschlichen Gesellschaft nicht akzeptiert wird, tötet es die Angehörigen seines Schöpfers, um sich an ihm zu rächen. Frankensteins Monster zeigt Eigenschaften, die in späteren Texten und Filmen noch eine Rolle spielen werden: Sein Körper entspricht nicht der Norm, und es wird nicht als Mensch akzeptiert, sondern als Mischwesen zwischen Mensch und Tier wahrgenommen. Am wichtigsten ist aber, dass es gegen die Vorstellung dessen, was menschlich ist, verstößt und deswegen Angst auslöst. Denn als künstliches Wesen verweist es auf die Selbstüberschätzung seines Schöpfers, der sich an die Stelle Gottes gesetzt und dem Monster damit die



Oskars monströses Verhalten entlarvt die Unmenschlichkeit des Nationalsozialismus wie seine eigene: Umschlagsentwurf von Günter Grass für die „Blechtrommel“.

Die Monster und die Gefühle, die sie hervorrufen, stehen häufig für das Irrationale, das Andere der Vernunft, für die Nachtseite des Lebens und des Menschen: „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer“, Radierung aus der Serie „Caprichos“ von Francisco de Goya.

Mutter vorenthalten hat, da er es quasi allein gezeugt und geboren hat. Frankenstein verletzt damit die Gewissheit, dass nur Gott oder ein menschliches Paar ein Lebewesen schaffen können. Deswegen kann sein Geschöpf von den anderen Menschen nicht akzeptiert werden. Wie im französischen Feenmärchen geht es also Shelleys Roman um die Frage, was den Menschen ausmacht; die Antwort allerdings fällt hier komplexer aus. Das Ungeheuer ist wie in dem Märchen hässlich, aber nicht verzaubert oder von Natur aus so, sondern es wurde von seinem Schöpfer so gemacht – sein Äußeres verdankt es daher nicht einem unabänderlichen Schicksal, sondern der Unfähigkeit Frankensteins und seinem Irrglauben, ein menschliches Wesen erschaffen zu können. In gewisser Weise verkörpert das Monster also Frankensteins Schuld und zeigt, dass dieser die Vorstellung davon, was den Menschen charakterisiert – also Vater und Mutter zu haben, gezeugt und geboren zu werden – verletzt hat. Der Größe und Ungeheuerlichkeit dieser Schuld entspricht die Hässlichkeit des Monsters. Sieht man sich Monster in Romanen an, die nach „Frankenstein“ veröffentlicht wurden, dann kann man ähnliche Eigenschaften erkennen: Ihre Körper sind meist zu groß oder zu klein, bisweilen haben sie missgestaltete Gliedmaßen; sie werden von ihren Mitmenschen oft in die Nähe eines

Tieres gerückt – der missgestaltete Zwerg in Edgar Allan Poes gleichnamiger Erzählung wird zum Beispiel „Hopp-Frosch“ genannt, in Theodor Storms Novelle „Eine Malerarbeit“ redet der bucklige Maler von seiner „langfingrigen Affenhand“, die die anderen abstößt. Diese Figuren lösen Angst aus, weil sie das im jeweiligen Text vertretene Konzept dessen, was den Menschen ausmacht, bedrohen.

Oskar der Blechtrommler

Es mag vielleicht erstaunen, wenn Oskar Matzerath, der Protagonist des Romans „Die Blechtrommel“ von Günter Grass, erschienen 1959, hier unter die Monster eingereiht wird. Und doch entspricht er dem gerade entworfenen Bild: „... ich blieb der Dreijährige, der Gnom, der Däumling, der nicht aufzustockende Dreikäsehoch blieb ich, um Unterscheidungen wie kleiner und großer Katechismus enthoben zu sein, um nicht als einzweiundsiebzig großer, sogenannter Erwachsener, einem Mann, der sich selbst vor dem Spiegel beim Rasieren, mein Vater nannte, ausgeliefert und einem Geschäft verpflichtet zu sein, das, nach Matzeraths Wunsch, als Kolonialwarengeschäft einem einundzwanzigjährigen Oskar die Welt der Erwachsenen bedeuten sollte.“ Oskar ist „der Gnom, der Däumling“, der sich durch seine Körperlichkeit von den anderen Menschen unterscheidet. Er wird von den anderen Menschen nicht als „gleichwertig“ wahrgenommen – tut allerdings auch alles, um seine Unterlegenheit zu betonen, nur um sie dann strategisch einsetzen zu können – und er bedroht die Vorstellung vom Menschen als einem Wesen, das sich entwickelt und erwachsen wird.

Oskar ist, ähnlich wie Franksteins Monster, gefährlich, andererseits sieht man ihm diese Gefährlichkeit nicht an. Er wird, weil er klein ist, unterschätzt und wie ein unmündiges Kind behandelt, auch als er längst kein Kind mehr ist. Diese Dummheit der anderen, die auf den Augenschein hereinfallen, nutzt er aus, um seine Interessen durchzusetzen – dabei geht er weit, bis hin zum Mord.

Die Konzeption des Monsters, des „Gnoms“, gewinnt seine Virulenz aber auch durch den historischen Zusammenhang, die Zeit des Nationalsozialismus, die Oskar in seiner Lebensgeschichte ausführlich darstellt. Denn Oskars monströses Verhalten entlarvt gleichermaßen die Unmenschlichkeit des Nationalsozialismus wie seine eigene. Wenn er mit seiner Trommel den Marschtakt der NS-Kapelle durcheinander bringt, wirkt das zunächst wie ein Akt des Widerstandes, schafft er es doch,

dass alle schließlich Walzer tanzen, statt den kriegerischen Botschaften des Regimes zu lauschen. Die anderen nach seinem Wünschen zu manipulieren, versteht er genauso gut wie das NS-Regime, dessen Nutznießer er an anderer Stelle auch ist. Sein grenzenloser Opportunismus trägt viel zu seiner Gefährlichkeit bei und hält auch in dieser Hinsicht den „Normalgewachsenen“ den Spiegel vor – ihr opportunistisches Verhalten, das sie gerne klein reden, wird im kleinen Oskar ganz groß.

Monster im Animationsfilm

Auch im Film tauchen Monster immer wieder auf: Shelleys „Frankenstein“ ist mehr als einmal verfilmt worden, aber auch andere Monster bevölkern das Kino. Selbst in einem Trick- und Animationsfilm für Kinder wie „Die Monster AG“ (2001) finden sie sich. Dort greifen sie die Kinderangst auf, dass in der Nacht vertraute Gegenstände des Kinderzimmers plötzlich zu unheimlichen Lebewesen mutieren, die ein Eigenleben führen. In der „Monster AG“ gibt es diese Lebewesen tatsächlich; es sind Monster, die nachts Kinder erschrecken, damit ihre eigene Welt genügend Energie bekommt, um Maschinen anzutreiben und Lichter leuchten zu lassen. Die Monster leben in einer Parallelwelt, und so wie die Kinder vor ihnen Angst haben, haben sie Angst vor Kindern, weil sie diese nicht kennen. Im Laufe des Films lernen zwei Monster ein Kind genauer kennen, und am Ende wird die Energie für die Monsterwelt nicht mehr aus dem erschreckten Schreien der Kinder gewonnen, sondern dadurch, dass die Kinder zum Lachen gebracht werden. Statt Energiegewinnung durch Angst entsteht also Energie durch Lachen. Die alte Märchenweisheit, dass hinter einem abschreckenden Äußeren ein gutes Herz verborgen sein kann, gilt auch für „Die Monster AG“ – Monster und Kinder sind nicht so schlimm, wie sie zunächst wirken. Die Lehre, die der Film vermittelt, lässt wie die des Märchens an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig: Wenn man das Fremde – Kinder oder Monster – akzeptiert, dann muss man sich nicht fürchten, sondern kann gemeinsam lachen.

Im Schutzraum der Fiktion eigenen Ängsten begegnen

Monster, Ungeheuer und Schreckgestalten verändern sich im Laufe der Geschichte, weil sich das verändert, was als tiefst menschlich angesehen wird. Die Angst vor dem Monster entsteht, weil wir die Bedrohung unseres kulturell geprägten und sich historisch

ändernden Konzepts vom Menschen in den Ungeheuern wahrnehmen. Literaturwissenschaftlich beschreiben lässt sich, welches Bild vom Menschen die Texte entwerfen und wie sie das Furcht erregende Ungeheuer einsetzen, um dieses Bild zu reflektieren. Die Faszination, die in Literatur und Film von Monstern ausgeht, entsteht dadurch, dass wir im Schutzraum der Fiktion unseren eigenen Ängsten begegnen können, aber nicht wirklich bedroht sind. Sie liegt sicher auch in der „Ästhetik des Hässlichen“, also in all den gruseligen Einzelheiten, die wir zu lesen und zu sehen bekommen und die den Kontrast zu unseren Schönheitsvorstellungen bilden. Schließlich bietet sich immer auch die Gelegenheit, unser eigenes Bild vom Menschen und unsere Toleranz gegenüber den Abweichungen von diesem Konzept zu überprüfen. Denn so einfach wie im Märchen ist der Umgang mit den Ungeheuern ja meist nicht: „Ich habe ein gutes Herz, aber ich bin ein Ungeheuer.“ „Es gibt viele Menschen, die ärgere Ungeheuer sind als Sie“, sagte die Schöne, „und ich will Sie mit Ihrer Gestalt viel lieber haben als diejenigen, welche unter der Menschengestalt ein falsches, verderbtes, undankbares Herz verstecken.“

Die Autorin



Prof. Dr. Sabine Kyora, Hochschullehrerin für Deutsche Literatur der Neuzeit und Direktorin des Instituts für Germanistik an der Universität Oldenburg, forscht und lehrt seit dem Wintersemester 2002/2003 in Oldenburg. Sie studierte Germanistik, Literaturwissenschaft und Geschichte an den Universitäten Hamburg und Bielefeld. 1989 folgte die Mitarbeit an der Ausstellung „Johann Gottfried Seume 1763 – 1810. Ein Politischer Schriftsteller der Spätaufklärung“. Nach ihrer Promotion 1991 in Bielefeld war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin für die im Deutschen Klassiker Verlag erschienene Seume-Werkausgabe zuständig. 1992 war Kyora zunächst Postdoktorandin am Graduiertenkolleg „Geschlechterdifferenz & Literatur“ der Universität München, danach Assistentin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bielefeld. Hier habilitierte sie sich und arbeitete als Hochschuldozentin. Seit Oktober 2003 ist sie Vizepräsidentin der Internationalen Alfred-Döblin-Gesellschaft. Kyoras Forschungsschwerpunkte sind die Literatur der Moderne und Postmoderne, kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft und Gender Studies.

Die oldenburgische NS-„Euthanasie“ und ihre Opfer

Von Alfred Fleßner und Ingo Harms

Die Arbeitsstelle „Regionale nationalsozialistische Gesundheits- und Sozialpolitik“ untersucht die unterschiedlichen Maßnahmen dieser Politik in ihrem strukturellen Zusammenhang, ihre Wirkung über die Zeit des Nationalsozialismus hinaus und den Umgang mit den historischen Ereignissen in der Region.

The research group „Regional Health and Welfare Policies in National Socialism“ analyses the different measures of these policies in their structural complexity, their effects beyond the period of Nazism and the current attitudes toward these historic occurrences in the region.



Schreibtischtäter: Dr. Carl Ballin (Mitte) und Werner Ross (r.) gehörten als Vorstandsvorsitzende des Landesfürsorgeverbandes zu den Verantwortlichen für die Hunger-„Euthanasie“. Nach dem Krieg war Ballin Oberkreisdirektor des Landkreises Oldenburg, Ross Vizepräsident des Verwaltungsbezirks Oldenburg. Das Foto entstand bei einer Schuleinweihung 1953.

Jahrzehntlang galt die Heil- und Pflegeanstalt Wehnen als einzige Psychiatrie in Deutschland, die sich der nationalsozialistischen „Euthanasie“ entziehen konnte. Da keine Patienten verlegt worden waren, so die Schlussfolgerung, sei auch niemand getötet worden. Dahinter scheint die stillschweigende Annahme zu stecken, dass die Massenmorde des Nationalsozialismus in der Region Oldenburg nicht möglich gewesen seien, d.h. es wird etwas vorausgesetzt, was erst zu untersuchen ist.

Schon ein Blick in das Kirchenbuch der Gemeinde Ofen offenbart, dass es in Wehnen ein Massensterben gegeben hat, dessen Ausmaß ohne die Annahme von Gewaltmaßnahmen unerklärlich bleibt. Wer tiefer gräbt, findet im Krankenhausarchiv eine Statistik, aus der hervorgeht, dass die überdurchschnittliche Sterblichkeit („Übersterblichkeit“) im Jahr 1936, d.h. drei Jahre vor dem nationalsozialistischen „Euthanasie“-Programm begann, um im Jahr 1945 das Sechsfache des Normalwertes zu erreichen. Untersucht man die Krankengeschichten und Medizinalakten des ehemaligen Ol-

denburgischen Innenministeriums, dann erschließt sich, warum keine Patienten im Rahmen der „Aktion T4“ abgeholt und einer der zentralen Tötungsanstalten zugeführt wurden: Wehnen hatte selbst den Charakter einer solchen Einrichtung. Viele kleinere Anstalten und Heime im Oldenburger Land wurden geräumt, und ihre Bewohner verschwanden in Wehnen.

Der oldenburgische Sonderweg

Der frühe Beginn des Massensterbens und die „Befreiung“ der Anstalt Wehnen von den sonst unvermeidlichen Abtransporten machen deutlich, dass das Land Oldenburg einen Sonderstatus im Rahmen der nationalsozialistischen „Euthanasie“ einnahm. Für die Forschung stellt sich die Frage, warum den oldenburgischen Medizinalbehörden ein eigenes „Euthanasie“-Konzept zugestanden wurde und welche Strukturen dieses Konzept aufweist. Insbesondere interessieren die Kriterien, nach denen die Oldenburger Heimbewohner und Anstaltspatienten selektiert und getötet wurden. Und wer war die treibende

Kraft bei der oldenburgischen „Euthanasie“ – die Ärzte oder die Verwaltung?

Um diesen Fragen auf den Grund zu gehen, müssen neben den Verwaltungsunterlagen auch die Krankenakten der gestorbenen Patienten analysiert und die Ergebnisse mit einer Referenzgruppe verglichen werden. Angesichts von rund 5.000 in Frage kommenden Patientenakten wäre der dazu nötige Arbeitsaufwand allerdings enorm. Deshalb beschränkt sich die Untersuchung zunächst auf ein Formular, das den meisten Krankenakten der Jahre 1940 – 1944 beiliegt und das eine relativ rasche Datenaufnahme ermöglicht: die „Euthanasie“-Meldebögen. Die Meldebögen stellen den ersten dokumentierten Kontakt des Landes Oldenburg mit der von Hitler 1939 befohlenen „Euthanasie“ („Aktion T4“) dar. Jeder Patient in Deutschland wurde mit einem solchen Formular erfasst. Mehr als 30 Fragen sollten unter anderem Auskunft über Diagnose, Pflegebedürftigkeit, ärztliche Prognose und vor allem Arbeitsfähigkeit geben. Die Meldebögen wurden zentral in Berlin ausgewertet, und jede Auswertung endete mit einem Urteil, das entweder Leben oder Tod bedeutete. Der Tötungsbefehl wurde mit einem Kreuz auf dem Meldebogen markiert.

Selektionsbögen als Dokumente der „Euthanasie“

Diese Formulare gelten heute jedoch als verschwunden. Vermutlich wurden sie vor Kriegsende in der zentralen Berliner Sammelstelle vernichtet. Doch die Oldenburger Psychiater hatten jeweils eine Kopie erstellt, indem sie die Formulare zunächst handschriftlich ausfüllten, um sie später abzutippen und dabei die handschriftlichen Versionen in den Patientenakten zu belassen. Damit stehen der Forschung rund 2.000 Selektionsbögen als Dokumente der „Euthanasie“ in Wehnen zur Verfügung. In Verbindung mit der Tatsache, dass die Formulare die Handschrift der Täter tragen, ist mit diesem Bestand eine vermutlich einmalige historische Quelle gegeben. Da aus den Oldenburger Meldebogenversionen das jeweilige Urteil nicht hervorgeht, soll auf statistischem Weg ermittelt werden, worauf die ärztlichen Eintragungen abgezielt haben. Mit diesem Ansatz beschränkt sich die Untersuchung auf die Jahre 1940-1944, da die Formulare nur in diesem Zeitraum in Umlauf waren. Zwar ist damit nur ein vierjähriger Ausschnitt aus dem Gesamtzeitraum

des Wehner Massensterbens erfasst, doch dürfte aufgrund der großen Datenmenge zumindest die Grundlage für eine detailliertere Erforschung der spezifischen Kriterien und Strukturen der oldenburgischen „Euthanasie“ geschaffen werden können.

Von den insgesamt rund 2.500 in der fraglichen Zeit gestorbenen Wehnen-Patienten sind ungefähr sechzig bis achtzig Prozent als tatsächliche „Euthanasie“-Fälle im engeren Sinne, also gezielte Tötungen, anzusehen. Dies ergibt sich aus dem statistischen Vergleich der Sterberaten mit der Normalsterblichkeit. Da die Tötungsmethode aus Nahrungsentzug in Verbindung mit medizinischer Vernachlässigung bestand – „Niederführung“ hieß das im Ärztejargon – traf es auch Patienten, deren Tod nicht beabsichtigt war. Das konnte etwa durch häufigere und sich schnell ausbreitende Infektionen geschehen. Aus diesen Gründen erweist sich die Absicht, zwischen gezielten und unbeabsichtigten Todesfällen unterscheiden zu wollen, als problematisch. Die Lebensverhältnisse in Wehnen glichen eher denen der Konzentrationslager, d.h. die Patienten befanden sich in

einer Situation, in der die Frage nach einem natürlichen Tod ihren Sinn verliert.

Diesen Opfern der nationalsozialistischen Mordaktion einen Namen zu geben, sie damit aus der Anonymität zu befreien und ihnen die Würde zurückzugeben, die ihnen mit der Asylisierung und Vernichtung geraubt worden ist, ist neben der reinen Geschichtsschreibung ein Ziel unserer Forschung.

Erinnerungsarbeit und Geschichtsverarbeitung

Die Aufarbeitung der NS-„Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen wird getragen von Angehörigen der Opfer. Bereits 1997 schlossen sich einige von ihnen zu einer Gruppe zusammen, um sich gegenseitig und andere bei der Aufklärung von Patientenschicksalen zu unterstützen. Daraus ist eine Initiative erwachsen, die ihre Arbeit einem laufend größer werdenden Kreis von Betroffenen und Interessierten bekannt macht. Seit dem 1. September 2000 wird in Wehnen der jährliche Gedenktag zur Erinnerung an die Opfer der NS-„Euthanasie“ begangen, ein Jahr später wurde auf dem Krankenhausgelände in



„Den Opfern der menschenverachtenden NS-Euthanasie in der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Wehnen. – Die Schwachen und Kranken zu schützen ist die Würde der Gesunden“: Mahnmal auf dem Krankenhausgelände in Wehnen (jetzt: Karl-Jaspers-Klinik).

Wehnen ein Mahnmal zum Gedenken an die Opfer eingeweiht, und im Jahre 2003 schließlich gründete die Gruppe den Gedenkkreis Wehnen e.V., der auf dem Krankenhausesgelände die Gedenkstätte „Alte Pathologie“ betreibt. Die an dieser Initiative beteiligten Personen beschäftigen sich aktiv mit der Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte und haben so für sich die Tabuisierung aufgebrochen, die den privaten wie öffentlichen Umgang mit dem Thema NS-„Euthanasie“ bis heute kennzeichnet.

Wie sieht die Erinnerungsarbeit und Geschichtsverarbeitung aus, die die Betroffenen leisten? Welche Erfahrungen machen sie dabei? Diese Fragen bildeten den Ausgangspunkt für eine derzeit laufende Studie, in der der Prozess der Geschichtsaufarbeitung innerhalb und im Umfeld der Wehner Gedenkreiskreisinitiative näher untersucht wird. Etwa 40 Personen werden dazu im Rahmen einer qualitativen Interviewreihe befragt. Unter ihnen sind Zeitzeugen aus dem Umfeld der Opfer, aber auch der Täter, Opfer-Angehörige der zweiten und dritten Generation und schließlich Personen, die vom historischen Geschehen nicht direkt betroffen sind, aber Anteil am Prozess der Geschichtsverarbeitung haben, z.B. Gedenkstättenbesucher und Ortsansässige. Die Hauptgruppe der Befragungspersonen bilden Opfer-Angehörige der zweiten und dritten Generation, darunter einige, die zugleich Zeitzeugen sind.

Die Tabuisierung aufbrechen

Wie die Familien von Opfern der NS-„Euthanasie“ das Schicksal ihrer Angehörigen im Nachhinein verarbeitet haben bzw. verarbeiten, wurde bislang wenig erforscht. Erste Erkenntnisse verweisen darauf, dass das aus dem Nationalsozialismus nachwirkende Stigma einer psychischen Erkrankung als vermeintliches Erbleiden, verbunden mit der bis heute wirksamen gesellschaftlichen Ausgrenzung von psychisch Kranken, eine aktive Bewältigung dieser Vergangenheit in den Familien weitgehend verhindert. Hinzu kommt, dass das Thema nicht nur in den Familien tabuisiert worden ist, sondern auch im öffentlichen Diskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit. Der Kampf um die noch immer nicht erfolgte Annullierung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ und um Entschädigungsleistungen für Zwangssterilisierte und „Euthanasie“-Geschädigte zeigt dies schlaglichtartig. Am Beispiel der Wehner Gedenkreiskreisinitiative

kann der Frage genauer nachgegangen werden, warum das Thema „Ermordung von Familienangehörigen“ in den betreffenden Familien und deren Nachbarschaft über Jahrzehnte tabuisiert worden ist und welche gesellschaftlichen oder familiären Anlässe bzw. Bedingungen ein Aufbrechen dieser Tabuisierung möglich gemacht haben. Da in Wehnen eine von Angehörigen als organisierte Gruppe getragene und durch die Einrichtung einer Gedenkstätte bereits öffentlichkeitswirksame Aufarbeitung im regionalen Rahmen stattfindet, kann dabei auch untersucht werden, inwieweit sich hier ein kollektiver Verarbeitungsprozess niederschlägt.

Angehörige als Gestalter von Aufarbeitungsprozessen

Auch wenn die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit für die Angehörigen der Opfer zumeist psychisch belastend ist, steht in unserer Untersuchung der psychologische Aspekt nicht im Vordergrund. Vorkontakte und erste Gespräche mit den Befragungspersonen hatten gezeigt, dass eine solche Herangehensweise ihrem Selbstverständnis nicht entspräche und Abwehrreaktionen hervorrufen würde. Sie sehen sich vielmehr zunächst als aktive Gestalter eines (familien-)geschichtlichen Aufarbeitungsprozesses, der für ihr eigenes Leben zwar eine aktuelle Bedeutung hat, aber nicht unmittelbar und in jedem Fall die Bearbeitung einer Lebenskrise darstellt.

Die Untersuchung versucht, diesem Selbstverständnis mit einem geschichtsdidaktischen Erklärungsansatz gerecht zu werden, der den Gegenwartsbezug der Geschichtsverarbeitung betont und sie zugleich als einen aktiven Aneignungsprozess versteht. Zentrale Kategorie dieses Ansatzes ist das „Geschichtsbewusstsein“, das nach der klassischen Definition von Karl-Ernst Jeismann „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Horizont des gegenwärtigen Bewusstseins begreift“. Die Aufarbeitungsprozesse der Betroffenen können als Herausbildung eines auf den historischen Gegenstand bezogenen Geschichtsbewusstseins gedeutet werden. Gefragt wird, wie sie ihren Prozess der Aneignung von Geschichte gestalten, welchen Zugang sie zur Geschichte haben, welche subjektive Bedeutung Erinnerungsarbeit und Geschichtsverarbeitung für sie hat. Diese Orientierung an dem Selbstverständnis der Befragungspersonen ist nicht zuletzt der Forderung von Seiten der Angehörigen-Gruppe des Gedenkkreises Wehnen

geschuldet, dass den Menschen, die sich hier (Lebens-)Geschichte aneignen, im Zuge der Forschung eben diese Geschichte nicht wieder enteignet werden dürfe. Im Hinblick auf die Erinnerungen von Zeitzeugen an das historische Geschehen berücksichtigt dieser Ansatz zudem die grundlegende Erkenntnis der Oral History, dass lebensgeschichtliche Erzählungen nicht vermitteln, wie historisches Geschehen unmittelbar erlebt wurde, sondern Ausdruck einer Erfahrungsverarbeitung sind, die lebensgeschichtlich überformt, durch nachfolgende Auseinandersetzungen mit dem historischen Geschehen strukturiert und in subjektive Deutungskonstruktionen eingebettet ist.

Die Autoren



Dr. Alfred Fleßner (Mitte), Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Sonderpädagogik, Prävention und Rehabilitation, studierte Geschichte und Politikwissenschaft in Oldenburg und promovierte hier im Jahr 2000 zum Thema „Kollektive Verarbeitung nationalsozialistischer Alltagserfahrungen als mentaler Prozess“. Danach war er mehrere Jahre in der Erwachsenenbildung u.a. als Leiter eines Netzwerkprojekts im Rahmen des BMBF/EU-Programms „Lernende Regionen“ tätig.

Dr. Ingo Harms (links), Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Sonderpädagogik, Prävention und Rehabilitation, studierte in Oldenburg Geschichte und Physik für das Lehramt an Gymnasien. 1996 promovierte er hier über die nationalsozialistische „Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen. Vor seiner Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter war er im Schuldienst tätig.

Die Autoren gehören der Arbeitsstelle „Regionale nationalsozialistische Gesundheits- und Sozialpolitik“ im Institut für Sonderpädagogik, Prävention und Rehabilitation an. Weitere Mitglieder sind Prof. Dr. Klaus Klattenhoff (4.v.l.), Lernbehindertenpädagogik, Susanne Schlechter (r.), Kulturwissenschaftlerin, und Prof. Dr. Gisela C. Schulze (2.v.l.), Allgemeine Sonder- und Rehabilitationspädagogik.

Bürgerbewusstsein und Politische Bildungsforschung

Von Dirk Lange

Bürgerbewusstsein bezeichnet die „innere Seite“ der Demokratie. Die Politische Bildungsforschung interessiert sich für die subjektiven Vorstellungen zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und fragt, wie bürgerschaftliche Kompetenzen in Lernprozessen gebildet werden können.



In Europa die Partizipationschancen von Migranten in Parteien und Gewerkschaften zu erhöhen: Dies ist ein Ziel des Forschungsprojekts "Winning Immigrants as Active Members".

Mündige Bürgerinnen und Bürger stellen die Voraussetzung für das Funktionieren demokratischer Ordnungen dar. Ihre Urteils-, Kritik- und Handlungsfähigkeit ist eine unverzichtbare Ressource demokratischer Gesellschaften. Allerdings ist über den Souverän der Demokratie viel zu wenig bekannt. Vor diesem Hintergrund befasst sich die Politische Bildungsforschung in Oldenburg schwerpunktmäßig mit dem „Bürgerbewusstsein“. Als „innere Seite“ der Demokratie stellt es eine Voraussetzung für die politische Selbststeuerung und gesellschaftliche Partizipation dar. Das Bürgerbewusstsein bezeichnet die Gesamtheit der mentalen Vorstellungen von der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es dient der individuellen Orientierung in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und wandelt sich in Sozialisations- und Lernprozessen.

Bürgerbewusstsein in der Einwanderungsgesellschaft

Migrationen zählen zu den grundlegenden Merkmalen des sozialen Wandels und gehören zu den großen politischen Herausforderungen im 21. Jahrhundert. Sie stellen die Bürgerinnen und Bürger der Einwanderungsgesellschaft vor neue Fragen. Aspekte von Migration und Interkulturalität

gewinnen auch für das Bürgerbewusstsein und die Politische Bildung an Relevanz. Migrationspolitische Bildung will die Orientierung in der globalen Migrationsgesellschaft verbessern. Mündige Bürgerschaft wird zukünftig auf interkulturelle Kompetenzen angewiesen sein.

In unserem EU-geförderten Arbeitsschwerpunkt „Bürgerbewusstsein in der Einwanderungsgesellschaft“ werden Migrationsvorstellungen von Lernenden, Demokratievorstellungen von Einwanderern und Strategien migrationspolitischer Bildung untersucht. Eine Studie fragt nach den Konzepten, die Schülerinnen und Schüler über Integration in der Einwanderungsgesellschaft haben. Wie stellen sie sich das Zusammenleben von Einheimischen und Migranten vor? Was verstehen sie unter „gelungener Integration“? Welche Anforderungen werden dabei an die Aufnahmegesellschaft und welche an die Zuwanderer gestellt? Lassen sich die Schülervorstellungen mit sozialwissenschaftlichen Konzepten der Integration, Akkulturation, Assimilation und Transkulturalität in Beziehung setzen? Welche Bildungsstrategien resultieren daraus?

Erste Untersuchungsergebnisse zeigen, dass Schülerinnen und Schüler Integration als eine Anpassung von Fremden an Bestehendes beschreiben. Sie können Phasen und Etappen

Civic consciousness constitutes the „internal structure“ of democracy. Political education research looks into the concepts which citizens have about politics, economics and society and addresses the question of how citizenship skills can be developed as part of learning processes.

der Eingliederung von Einwanderern identifizieren und begreifen „gelungene Integration“ als einen vollzogenen Identitätswechsel. Die Schülerkonzepte ähneln Assimilationstheorien, in denen die eigentliche Integrationsleistung durch die Migranten erbracht wird: Diese geben ihre Herkunftskultur schrittweise auf und nehmen die Identität der Aufnahmekultur schrittweise an.

Die in unseren Studien identifizierten Integrationsvorstellungen genügen den gesellschaftlichen Anforderungen nicht, da sie die aktuellen Strukturen und Verläufe von Migrationen nicht hinreichend erfassen. Denn der Prozess der Akkulturation fügt dem Bestehenden nicht nur Neues hinzu, vielmehr wandelt sich in der Begegnung mit Fremden auch die Aufnahmegesellschaft. Die Schülerinnen und Schüler können nur ungenügend erfassen, dass sich in einem Integrationsprozess nicht nur die Einwanderer-, sondern auch die Aufnahmegesellschaft verändert.

Auffällig ist auch, dass sich Schülerinnen und Schüler den Integrationsprozess als ein Entweder-Oder vorstellen. Entweder die Migranten passen sich an und werden „Deutsche“, oder sie bleiben „Ausländer“, gleichgültig ob sie die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen oder nicht. Moderne Wanderungen zeichnen sich aber durch ihre Transkulturalität aus. Das heißt, dass sich die Migranten unterschiedlichen Räumen und Kulturen gleichzeitig zugehörig fühlen. Die soziale Integration findet „plurilokal“ statt. Schülerinnen und Schüler können diese Form der Akkulturation nicht hinreichend erkennen und beschreiben. Ihre mentalen Modelle deuten diese Formen des sozialen Einschlusses vorschnell als Formen der Abgrenzung und übersehen dadurch aktuelle Phänomene der Einwanderungsgesellschaft.

Die empirischen Erkenntnisse über die Migrationsvorstellungen der Schülerinnen und Schüler gehen in die Entwicklung von Bildungsmaßnahmen ein. Das Comenius-Projekt MilES „Migrationslernen in Europäischen Schulen“ plant einen Fortbildungskurs für europäische Lehrerinnen und Lehrer, in dem innovative Konzepte und Methoden der Migrationsdidaktik vermittelt werden. Die für sechs Partnerländer erarbeiteten Module geben Anregungen, wie das Thema Migration forschend erlernt werden kann. Sie regen Schülerinnen und Schüler an, sich beispielsweise mittels der Dokumentenanalyse, eines Interviews oder einer Videorecherche mit der Migrationsgeschichte ihres Landes auseinanderzusetzen. Migrationslernen,



Wie stellen sich junge Menschen das Zusammenleben von Einheimischen und Migranten vor? Besonders Schülerinnen und Schüler stehen im Blickpunkt der Politischen Bildungsforschung.

verstanden als Ansatz zum Erforschen von Hintergründen, Zusammenhängen und Folgen von Wanderungsbewegungen, will Schülerinnen und Schüler dazu befähigen, eine zentrale Herausforderung der europäischen Gesellschaft besser verstehen und beeinflussen zu können.

Das Grundtvig-Projekt WinAct „Winning Immigrants as Active Members“ setzt an dem Umstand an, dass Einwanderer in der europäischen Zivilgesellschaft noch immer unterrepräsentiert sind. Es hat zum Ziel, die Partizipationschancen von Migrantinnen und Migranten zu verbessern. Hierzu wird ein Fortbildungsprogramm für Erwachsenenbildner aus Europa entwickelt, in dem Wege aufgezeigt werden, wie die Mitwirkung von Einwanderern in Gewerkschaften und Parteien erhöht werden kann. Insbesondere sollen politische Bildner angesprochen werden, die selbst über Migrationserfahrungen verfügen.

Sozialwissenschaftliche Perspektiven

Für die Oldenburger Sozialwissenschaften wird die Erforschung des Bürgerbewusstseins zukünftig profilbildend sein. „Bürgerbewusstsein und Partizipation“ wird – neben „Kollektivität und soziale Emergenz“ sowie „Europäisierung und transnationale Prozesse“ – einen der drei Forschungsschwerpunkte darstellen, die aus politikwissenschaftlicher und soziologischer Perspektive untersucht werden sollen. Für die Politische Bildungsforschung eröffnet sich dabei eine triadische Analyse des Bürgerbewusstseins. Auf der Mikroebene steht das Bürgerbewusstsein als ein mentales Modell des Individuums im Mittelpunkt. Auf der

Makroebene interessieren die gesellschaftlichen Bedingungen und sozialen Kontexte des Bürgerbewusstseins (etwa in Form der Europäisierung und Globalisierung). Auf der Mesoebene wird gefragt, wie sich das Bürgerbewusstsein in (neuen) Partizipationsformen ausdrückt.

Sinnbilder des Bürgerbewusstseins

Thematisch lassen sich die Forschungsfragen fünf Sinnbildern des Bürgerbewusstseins zuordnen.

1. „Vergesellschaftung“: Das Bürgerbewusstsein verfügt über Vorstellungen darüber, wie sich Individuen in die und zu einer Gesellschaft integrieren. Welche Vorstellungen existieren über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft? Wie wird soziale Heterogenität subjektiv geordnet und gruppiert? Welche Aussagen und Begründungen über die Bedeutung von sozialen Differenzen (Geschlecht, soziale Ungleichheit, Ethnizität, Herkunft, Lebensstil) sind vorhanden? Wie wird das Verhältnis von sozialer Vielfalt und gesellschaftlicher Integration erklärt? Welche Konzepte sozialer Inklusion und Exklusion werden eingesetzt? Das Sinnbild „Vergesellschaftung“ wandelt sich in sozialen Lernprozessen.

2. „Wertbegründung“: Das Bürgerbewusstsein verfügt über Vorstellungen darüber, welche allgemein gültigen Prinzipien das soziale Zusammenleben leiten. Welche Werte und Normen werden in politischen Konflikten, gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und ökonomischen Unternehmungen erkannt? Welche Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit, politischer Gleichheit, Aner-

kennung von Differenz, Freiheit des Individuums bestehen? Wie werden diese eingefordert und wie werden sie begründet? Das Sinnbild „Wertbegründung“ wandelt sich in politisch-moralischen Lernprozessen.

3. „Bedürfnisbefriedigung“: Das Bürgerbewusstsein verfügt über Vorstellungen darüber, wie Bedürfnisse durch Güter befriedigt werden. Wie wird das Funktionieren des ökonomischen Systems erklärt? Welche Konzepte über das Entstehen von Bedürfnissen, die Produktion von Gütern und die Möglichkeiten ihrer Verteilung (u.a. Marktkonzepte) werden verwendet? Welche Vorstellungen zu Arbeit, Arbeitsteilung und Konsum prägen das Bürgerbewusstsein? Das Sinnbild „Bedürfnisbefriedigung“ wandelt sich in politisch-ökonomischen Lernprozessen.

4. „Gesellschaftswandel“: Das Bürgerbewusstsein verfügt über Vorstellungen darüber, wie sich sozialer Wandel vollzieht. Wie werden die Ursachen und die Dynamik sozialen Wandels erklärt? Wie werden Kontinuitäten begründet? In welcher Weise wird die Vergangenheit erinnert und die Zukunft erwartet? Welche Konzepte bspw. der Globalisierung, der Individualisierung, der Demokratisierung oder des Fortschritts sind erkennbar? Das Sinnbild „Gesellschaftswandel“ wandelt sich in historisch-politischen Lernprozessen.

5. „Herrschaftslegitimation“: Das Bürgerbewusstsein verfügt über Vorstellungen darüber, wie partielle Interessen allgemein verbindlich werden. Wie wird die Ausübung von Macht und die Durchsetzung von Interessen beschrieben und gerechtfertigt? Welche Konflikt- und Partizipationsvorstellungen sind erkennbar? Welche Vorstellungen zu Staatlichkeit (national, europäisch, global) und welche Macht- und Herrschaftskonzepte finden Verwendung? Wie werden demokratische und autokratische Herrschaftssysteme legitimiert bzw. kritisiert? Das Sinnbild „Herrschaftslegitimation“ wandelt sich in politischen Lernprozessen.

Fachliche Kompetenzen und Mündigkeit als Ziel

Einen Schwerpunkt der Politischen Bildungsforschung in Oldenburg stellt die empirische Analyse des tatsächlich vorhandenen Bürgerbewusstseins dar. Sie fragt nach den fachlichen Kompetenzen von (zukünftigen) Bürgerinnen und Bürgern, sowie nach den kommunikativen, diskursiven und strukturellen Bedingungen dieser Kompetenz. Die Untersuchungen zielen auf die domänen-

bezogenen Vorstellungen von Lernenden. In mehreren Dissertationen, die im Kontext des Promotionsprogramms „Didaktische Rekonstruktion“ entstehen, werden neben Integrationskonzepten auch Bürgerkonzepte, Genderkonzepte, und Europakonzepte untersucht. Es stellt sich die Frage, welcher impliziter Theorien sich Lernende in der Auseinandersetzung mit politisch-gesellschaftlichen Phänomenen bedienen.

Das durch die Max-Traeger-Stiftung geförderte Projekt „Wie sich Schülerinnen und Schüler die politisch-ökonomische Wirklichkeit vorstellen ...“ untersucht subjektive Vorstellungen zu Armut, Globalisierung und Soziale Marktwirtschaft. Das Vorhaben begleitet die curricularen Änderungen des Unterrichtsfachs Politik-Wirtschaft an niedersächsischen Gymnasien.

Aber nicht nur das tatsächliche, auch das erwünschte Bürgerbewusstsein ist für die Politische Bildungsforschung von Interesse. Den normativen Referenzpunkt dafür stellt die Mündigkeit von Bürgerinnen und Bürgern und ihr Anspruch auf eine gleichberechtigte gesellschaftliche Partizipation dar. Dem Oldenburger Forschungszweig stellt sich die Frage, welche sozialwissenschaftlichen Vorstellungen den Einzelnen dazu motivieren können, für sich selbst Mündigkeit und Autonomie als Wert zu begreifen und sich in diesem Sinne alltäglich mit Politik, Gesellschaft und Wirtschaft auseinanderzusetzen. Mit Tagungen und Sammelbänden zum „Demokratiebewusstsein“ (VS-Verlag), zur „Demokratiekompetenz (VS-Verlag)“, zum „Leitbild Demokratieerziehung“ (Wochen-schau-Verlag) sowie dem sechsbändigen Handbuch „Basiswissen Politische Bildung“ (Schneider-Verlag) hat die Oldenburger Arbeitsgruppe die normative Reflexion des Bürgerbewusstseins in den vergangenen Jahren entscheidend mitgeprägt.

Das prämierte Politik-Labor

Durch die Edition und Redaktion mehrerer Fachzeitschriften (POLIS, Praxis Politik, Praxis Geschichte, Praxis Wirtschaft, Politik unterrichten) ist ein beständiger Wissenstransfer zwischen Politischer Bildungsforschung und Gesellschaft eröffnet. Mit dem Politik-Labor hat die Didaktik der Politischen Bildung eine innovative Form der Zusammenarbeit zwischen Universität und Schule entwickelt. Das Ziel des Politik-Labors ist es, Schülerinnen und Schüler altersgerecht an sozialwissenschaftliche Fragestellungen

und Forschungsmethoden heranzuführen. Während des Besuchs werden Alltagsgegenstände (z.B. Fußball, Handy, Kopftuch) aus der Welt der Jugendlichen untersucht. Die Schülerinnen und Schüler erweitern dabei ihre sozialwissenschaftliche Kompetenz und erkennen zugleich, dass die Sozialwissenschaften einen Beitrag zum Verständnis ihrer alltäglichen Lebenswelt leisten können.

Das vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft prämierte Politik-Labor dient aber nicht nur als außerschulischer Lernort, sondern wird zugleich für die Forschung und Lehre über das Bürgerbewusstsein genutzt. Die Lernprozesse der Schülerinnen und Schüler werden selbst zum Gegenstand der Forschung und mittels Lehr- und Lernexperimenten untersucht. Die Ergebnisse der Begleitforschung gehen wiederum in die Gestaltung der Lernstationen ein, so dass sich das Politik-Labor in einer zirkulären Dynamik entwickelt: Entwicklung von Lernstationen, Schülerbesuchen, Begleitforschung, Entwicklung von Lernstationen.

Zugleich ist das Politik-Labor in Studium und Lehre eingebunden. Es bietet den Raum für ein attraktives Tutorenmodell sowie anwendungsbezogene und forschungsnahe Lehrveranstaltungen.

Der Autor



Prof. Dr. Dirk Lange, Politikwissenschaftler und Politiklehrer, lehrt Didaktik der Politischen Bildung am Institut für Politikwissenschaft, Nach Referendariat und Schultätigkeit promovierte er an der Freien Universität Berlin zur

historisch-politischen Didaktik. Über eine Zwischenstation an der TU Braunschweig kam er 2002 als Juniorprofessor nach Oldenburg. Im Jahr 2005 wurde er hier auf die Professur für „Didaktik der politischen Bildung“ berufen. Er ist Gründer und Herausgeber der Zeitschrift „Praxis Politik“ sowie Bundesvorsitzender der „Deutschen Vereinigung für Politische Bildung (DVPB)“. Langes Arbeitsschwerpunkte: Empirische Politikdidaktik im Rahmen des Promotionsprogramms „Didaktische Rekonstruktion“ und das Forschungsprojekt „Wie sich Schülerinnen und Schüler die politisch-ökonomische Wirklichkeit vorstellen“; Entwicklung von Lernmedien und des Politik-Labors. Die migrationspolitischen Bildungsprojekte werden mit 650.000 € durch die EU gefördert.

Die ignorierte Elite

Von Rolf Meinhardt

Unbeachtet von Öffentlichkeit und Wissenschaft sind seit Beginn der 1990er Jahre viele Menschen mit hohen Qualifikationen nach Deutschland eingewandert. Obwohl sie dringend auf dem Arbeitsmarkt gebraucht würden, leben sie in einer ökonomisch und sozial prekären Lage. Die Universität Oldenburg entwickelte als erste Hochschule für diese ImmigrantInnen einen speziellen Studiengang mit einem international anerkannten Abschluss.

Since the beginning of the 1990s and largely unnoticed by the public as well as the scientific community, a significant number of people with high academic qualifications have immigrated to Germany. Even though there is an urgent demand for their expertise on the labour market, they continue to live in economically and socially precarious conditions. The Carl von Ossietzky University of Oldenburg, as the first academic institution in Germany, has developed a specific study programme resulting in an internationally recognized degree for these immigrants.



In ihrer Heimat hochqualifiziert, in Deutschland ohne Arbeit: AbsolventInnen des ersten Oldenburger Kontaktstudiums

Orientiert an den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes, zielte die deutsche Ausländerpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Gewinnung niedrig qualifizierter Arbeitskräfte ab. Dies änderte sich erst Ende der 1990er Jahre, als aufgrund einschneidender technologischer Veränderungen der Trend zur Wissensgesellschaft unübersehbar wurde und die Nachfrage nach Arbeitskräften mit hohen Qualifikationen rapide anstieg. Entsprechend spät hat sich die Migrationsforschung der Gruppe der hochqualifizierten Einwanderer zugewandt. Während sich mit Studien zur Situation der ausländischen Arbeitskräfte („Gastarbeiter“) ganze Bücher-schränke füllen ließen, fällt die Bilanz der Untersuchungen im Hinblick auf Immigranten mit hohen Bildungsabschlüssen mager aus. Die Forschungslage ist durch eine völlig unzureichende empirische Datenbasis gekennzeichnet. Deshalb sind wir auf Schätzungen im Hinblick auf die Qualifikationen der Migranten angewiesen. Auszugehen ist bei der Gruppe der Flüchtlinge von knapp 20 Prozent und bei den (Spät-)AussiedlerInnen von 5 bis 10 Prozent, die einen Fachhochschul- oder Universitätsabschluss erworben haben. Den weitaus höchsten Anteil an akademisch ausgebildeten Einwanderern sehen zahlreiche Wissenschaft-

lerInnen bei den jüdischen Immigranten: Ihr Anteil wird auf 70 Prozent geschätzt.

Hochqualifizierte Migranten sind oft ohne Arbeit

Eine erste empirische Untersuchung zur Situation von hochqualifizierten MigrantInnen wurde 2002 vorgelegt. Diese Studie bezog sich allerdings ausschließlich auf die Gruppe der jüdischen Kontingentflüchtlinge in Nordrhein-Westfalen. Daher führte das Interdisziplinäre Zentrum für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM) der Universität Oldenburg auf einer breiteren empirischen Basis – finanziert durch den Europäischen Flüchtlingsfonds – in den Jahren 2002/2003 eine Untersuchung zur Lage hochqualifizierter Migrantinnen und Migranten in Niedersachsen durch. Erfasst wurden 260 anerkannte Asylbewerber und -bewerberinnen und jüdische Kontingentflüchtlinge. Unter Personen mit „hohen Qualifikationen“ werden in der IBKM-Studie alle Einwanderer verstanden, die in ihren Herkunftsländern zumindest eine Zugangsberechtigung zu einem Hochschulstudium erlangt oder ein Studium begonnen bzw. beendet hatten und z.T. auch schon über



In den 60er Jahren wurden vor allem niedrigqualifizierte „Gastarbeiter“ aus der Türkei systematisch angeworben. Während dieses Thema ganze Bücherschränke füllt, ist über heutige Migranten mit hohen Bildungsabschlüssen nur wenig bekannt.

langjährige Berufserfahrungen verfügten. Mit dieser umfangreichen Untersuchung wurden erstmals „harte“ Fakten zu den Qualifikationsprofilen, den Sprachkenntnissen, aber auch zu den sozialen Kontakten und der Zufriedenheit der MigrantInnen im Einwanderungsland gewonnen.

Die Oldenburger Studie kam zu einem ebenso überraschenden wie paradoxen Ergebnis: Obwohl diese Gruppe der Immigranten über einen gesicherten Aufenthaltstitel und über hohe Bildungsabschlüsse verfügte, wies sie eine exorbitant hohe Arbeitslosigkeit auf. Knapp 67 Prozent hatten keine Beschäftigung und 11 Prozent waren lediglich in Honorar-, Teilzeit- oder 325-Euro-Jobs tätig. „Aufenthaltsrechtlich privilegiert, hochqualifiziert – und doch arbeitslos“, so lässt sich die Situation der Mehrzahl der befragten Flüchtlinge charakterisieren.

86 Prozent der Befragten waren in ihren Herkunftsstaaten berufstätig gewesen, 72 Prozent davon im erlernten Berufsfeld. Der Vergleich mit ihrer Situation in Deutschland macht deutlich, dass für den überwiegenden Teil der ProbandInnen die Migration zu einem einschneidenden Bruch in ihren Biographien und zu einer massiven Deklassierung geführt hat. Aus der Benachteiligung bei der Erwerbstätigkeit resultieren häufig schlechte materielle Lebensbedingungen. Selbst diejenigen, die durch Arbeit für ihren Lebensunterhalt aufkommen, verfügen über ein nur geringes monatliches Nettoeinkommen. Die Mehrzahl der Befragten ist somit in hohem Maße von Armuts- und Unterversorgungsrisiken betroffen.

Selbst in Berufsfeldern, in denen in Deutschland ein großer Fachkräftebedarf besteht, haben Flüchtlinge kaum eine Chance, Arbeit zu finden. So hatten ca. 7 Prozent ein Studium für den EDV-Bereich und 8 Prozent für medizinische Berufe absolviert.

Wie die Studie zeigt, lässt sich die hohe Arbeitslosigkeit auf folgende Ursachen zurückführen:

- Die Abschlusszeugnisse der Herkunftsländer werden von deutschen Ämtern häufig nicht anerkannt.
- Die erworbenen beruflichen Qualifikationen und die vorhandenen sozialen und kulturellen Kompetenzen (soft skills) finden keine ausreichende Berücksichtigung bei der Vermittlung in den deutschen Arbeitsmarkt.
- Einwanderer mit guten Bildungsabschlüssen bleiben bei Qualifizierungsmaßnahmen der Arbeitsvermittlungen zumeist unberücksichtigt. Auch Bildungseinrichtungen bieten für diese Gruppe kaum Angebote, die den mitgebrachten Kompetenzen Rechnung tragen.
- Es besteht bei den ImmigrantInnen ein hohes Informationsdefizit hinsichtlich der Angebote an Eingliederungsmaßnahmen.
- Die vorhandenen Beratungsangebote genügen den Anforderungen der beruflichen Integration von Hochqualifizierten nicht.
- Viele Immigranten verfügen nicht über ausreichende Kenntnisse der deutschen Schriftsprache. Trotz hoher Motivation stagniert der Sprachlernprozess, wenn nicht im Anschluss eine Arbeitsstelle zumindest in Aussicht steht.

Derjenige, dessen Abschluss nicht anerkannt wird, gilt in der Bundesrepublik als

ungelernte Arbeitskraft. Eine nicht selten geübte Praxis der zuständigen kommunalen Ämter besteht darin, angemessene Weiterbildungsmaßnahmen nicht zu finanzieren. Sie insistieren darauf, dass hochqualifizierte Immigranten irgendeine Arbeit annehmen, für die sie oft völlig überqualifiziert sind (wie Lager-, Band- oder Bauarbeit). Eine solche Praxis führt nicht nur langfristig zu einer Dequalifizierung, sondern auch zu einer tiefgreifenden Kränkung und Demotivierung. Die Ergebnisse der Untersuchung machen deutlich: Hochqualifizierte Einwanderer sind im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik noch nicht angekommen – und dies trotz der wirtschaftstheoretischen Faustregel, die besagt: Je höher die Qualifikation von Migranten, desto größer deren positiver Effekt auf das Bruttoinlandsprodukt. Diese ignorante Praxis gegenüber den Ressourcen von einer keinesfalls kleinen Minderheit – der Anteil an Hochqualifizierten unter den Auslandsgeborenen in Deutschland beträgt etwa 14 Prozent – wird völlig zu Recht als „Brain Waste“, als Verschleuderung von Kompetenzen kritisiert.

Entwicklung von Studienangeboten

Aus der Studie gingen verschiedene Initiativen zur konkreten Änderung der desolaten Situation hervor. Da die Untersuchung ergeben hatte, dass von den Befragten ohne Arbeit 18 Prozent aus pädagogischen oder sozialen Berufen stammten, eröffnete das IBKM 2004 ein einjähriges Kontaktstudien-

angebot für eingewanderte Flüchtlinge aus diesen Bereichen unter dem Titel „Interkulturelle Kompetenz in pädagogischen Arbeitsfeldern“. Dieses Modellprojekt – ebenfalls aus dem Europäischen Flüchtlingsfonds finanziert – orientierte sich an den Ressourcen der TeilnehmerInnen. Ziel war es, die besonderen Erfahrungen und Fähigkeiten aufgrund der Migrationsbiographien explizit zu berücksichtigen und für die späteren Tätigkeiten in pädagogischen und sozialpädagogischen Arbeitsfeldern zu nutzen.

Dieses erste Studienangebot, das mit einem Zertifikat endete, hat die Chancen auf einen angemessenen Arbeitsplatz für die Absolventinnen und Absolventen signifikant verbessert: Wie in einer Begleituntersuchung ermittelt wurde, haben über 70 Prozent der Studierenden nach Abschluss des Kontaktstudienganges eine entsprechende Beschäftigung gefunden. Ein zweiter Studiendurchgang ergab ähnlich hohe Erfolgsquoten und führte zu dem Entschluss der Universität Oldenburg, einen BA-Studiengang anzubieten.

Erster BA-Studiengang in Deutschland

Zielgruppe des weiterbildenden BA-Studienganges „Interkulturelle Bildung und Beratung“ sind höherqualifizierte EinwandererInnen, die das deutsche Bildungssystem nicht durchlaufen haben und über einen festen Aufenthaltsstatus und eine Hochschulzugangsberechtigung verfügen.

Das Studium qualifiziert für Tätigkeiten in den Praxisfeldern von Sozialer Arbeit, Beratung und Erziehung sowie in der Bildungs- und Jugendarbeit, speziell in allen Bereichen der Integration von MigrantInnen.

Das Angebot dieses Studienganges – der erste seiner Art in Europa – stieß bei der Zielgruppe auf eine enorme Resonanz: Innerhalb weniger Wochen erreichten das IBKM aus der gesamten Bundesrepublik über 200 Anfragen hochqualifizierter Einwanderer. 46 von ihnen schickten ihre Bewerbungsunterlagen; 24 Studienplätze wurden schließlich vergeben. Der im Wintersemester 2006/07 begonnene Studiengang wird von 18 weiblichen und 6 männlichen TeilnehmerInnen besucht. Sie haben in ihren Herkunftsländern beinahe ausnahmslos Pädagogik und/oder Sozialwissenschaften studiert. Die Studierenden leben zwischen sechs und zwölf Jahren zumeist mit ihren Familien in Deutschland; ihr Durchschnittsalter beträgt 40 Jahre. Sie

kommen aus 13 verschiedenen Staaten, darunter Peru, Ghana, Marokko, Iran, Türkei, Serbien, Rumänien, sowie Ländern der ehemaligen GUS-Staaten.

Das hohe Interesse an solchen Weiterbildungsangeboten, aber auch die hohe Motivation der Studierenden zeigt sich darin, dass mehrere von ihnen mit ihrer gesamten Familie an den Studienort Oldenburg (u.a. von Baden-Württemberg oder Nordrhein-Westfalen) gezogen sind.

Nicht nur bei den Einwanderern, sondern auch bei den Medien stieß der Studiengang auf starkes Interesse. Überregionale Printmedien wie Süddeutsche Zeitung, ZEIT, SPIEGEL-Online und Frankfurter Rundschau berichteten ebenso ausführlich über das Pilotprojekt wie viele Radio- und TV-Sender. Und auch Regierungsvertreter wie der niedersächsische Wissenschaftsminister, der für Integration zuständige Innenminister sowie die Staatsministerin für Integration im Bundeskanzleramt zeigten große Zustimmung zum Oldenburger Ansatz. Das gilt auch für die Hochschulrektorenkonferenz (HRK). Das Berufsförderungswerk Linz (Österreich) will Teile des Studienganges übernehmen.

Das Angebot des Studienganges passt offensichtlich in den allgemeinen politischen Mainstream und zu den Forderungen nach verstärkter Anwerbung hochqualifizierter AusländerInnen bzw. der gezielten Weiterbildung von hochqualifizierten Menschen mit Migrationshintergrund.

Wie groß das Interesse potenzieller Arbeitgeber ist, wird daran deutlich, dass schon zahlreiche Institutionen bei der Universität angefragt haben, wann die Studierenden des BA-Studienganges für den Arbeitsmarkt zur Verfügung stünden – etwa für die Arbeit in Berufsschulen oder in Kindertagesstätten mit hohem Anteil von MigrantInnen.

Akademische Weiterbildung schafft viele Gewinner

Mittlerweile dürfte ein breiter Konsens darüber bestehen, dass die Wissensgesellschaft auch auf die Ressourcen der immigrierten Menschen angewiesen ist und dass ihre Kompetenzen nicht weiter vergeudet werden dürfen.

Wie die ersten Ergebnisse der Oldenburger Studienangebote zeigen, ist die erfolgreiche akademische Weiterbildung dieser Personengruppe zur Integration in den ersten Arbeitsmarkt relativ schnell und kostengünstig zu bewerkstelligen. Solche Qualifizierungs-

maßnahmen könnten damit zu einer echten Win-win-Situation führen:

- Die Immigranten können durch ein kurzes Studium ihre Potenziale in den Arbeitsmarkt einbringen, verbessern ihre ökonomische und soziale Situation und werden in die Lage versetzt, ein selbstbestimmtes Leben zu führen.
- Die Gesellschaft kann zumindest einen Teil der dringend benötigten Fachkräfte in vergleichbar kurzer Zeit aus diesem Kreis rekrutieren.

- Der Staat spart langfristig Geld, das er sonst für soziale Transferleistungen aufwenden müsste.

- Die Hochschulen und Universitäten können von der Aufnahme hochqualifizierter Einwanderer und ihren besonderen Kompetenzen profitieren, denn sie beschleunigen die Internationalisierungsprozesse und führen zur Intensivierung der interkulturellen Diskursfähigkeit. An beiden hat Deutschland ein großes Nachholbedürfnis.

Sicherlich stellt der Studiengang nur ein erstes Angebot für eine Gruppe innerhalb der Hochqualifizierten dar. Ihr müssten bundesweit viele weitere Studienangebote in anderen Fachdisziplinen folgen – zum Beispiel auch in den Naturwissenschaften.

Der Autor



Prof. Dr. Rolf Meinhardt ist Hochschullehrer am Interdisziplinären Zentrum für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM) an der Fakultät für Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Der Mittleren Reife

folgte eine landwirtschaftliche Lehre. Nach der „Immaturenprüfung“ und einem Volksschullehrerstudium an der Pädagogischen Hochschule Oldenburg war er Lehrer an Grund- und Hauptschulen in Essen (Ruhr) und Salzgitter. Ab 1970 arbeitete er als Wissenschaftlicher Assistent an der PH und dann an der Universität Braunschweig. Nach einem Zweitstudium der Pädagogik, Soziologie, Politologie und Geschichte an der Universität Göttingen, wo er auch promovierte, folgte 1983 der Wechsel als Hochschulassistent an die Universität Oldenburg. Hier initiierte und leitete er zahlreiche Drittmittelprojekte und habilitierte sich 1987 im Bereich Interkultureller Pädagogik. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Bildung und Sozialarbeit mit MigrantInnen.



Locker-freundliche Stimmung: Empfang des Wissenschaftsrats im Hörsaalfoyer mit Niedersachsens Wissenschaftsminister Lutz Stratmann (am Mikrophon).

Wissenschaftsrat tagt in Oldenburg

Eine außerordentlich gute Beurteilung des Hanse-Wissenschaftskollegs Delmenhorst (HWK) und viel Anerkennung für die Präsentation der Universität und der Stadt: Das ist das Fazit der ersten Tagung des Wissenschaftsrats vom 23. bis 25. Mai 2007 in Oldenburg. Niedersachsens Wissenschaftsminister Lutz Stratmann sagte nach Abschluss der Frühjahrssitzung des für hochschulpolitische Weichenstellungen wichtigsten Gremiums in Deutschland, Universität und Stadt hätten einen bemerkenswert guten Eindruck ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit und kulturellen Lebendigkeit hinterlassen. Die erfreulichste Botschaft aus Oldenburger Sicht war das hervorragende Zeugnis, das der Wissenschaftsrat dem mit den Universitäten Bremen und Oldenburg eng verbundenen HWK ausstellte. Das Kolleg habe ein beachtliches Modell entwickelt, das die Einbindung der ForscherInnen in ein positives wissenschaftliches und soziales Umfeld ermögliche, heißt es in der Stellungnahme des Gremiums. Die gewählten Arbeitsgebiete – Meeres- und Klimaforschung, Neuro- und Kognitionswissenschaften sowie Sozialwissenschaften – hätten sich bewährt. Besonders hervorgehoben wurden die Tagungen und Workshops des HWK.

ICBM zwanzig Jahre auf Erfolgskurs

„Das ICBM kann auf eine außerordentlich erfolgreiche Entwicklung zurückblicken“ – das sagte Prof. Dr. Meinhard Simon (Foto), Direktor des Instituts für Chemie und Biologie des Meeres, das am 4. Juli 2007 sein

zwanzigjähriges Bestehen feierte. Durch die Ökosystemforschung und die DFG-Forschergemeinschaft BioGeoChemie des Watts seien grundlegende Erkenntnisse über Küstenökosysteme gewonnen worden, die weltweit Beachtung gefunden hätten. Angesichts des Klimawandels und der Folgen für die Küste seien diese Kenntnisse unabdingbare Grundlage für vorsorgende Maßnahmen



auch auf politischer Ebene, betonte Simon. Die bisher 150 Projekte des Instituts wurden mit fast 50 Millionen € von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der EU, dem Bund und dem Land Niedersachsen gefördert. Simon kündigte an, dass das ICBM Anfang 2008 mit dem Forschungszentrum Terramare in Wilhelmshaven fusionieren werde, damit die Meeresforschung in Niedersachsen künftig noch mehr Gewicht bekomme. Wissenschaftsminister Lutz Stratmann versprach in diesem Zusammenhang, mehr Geld für die Förderung der Meeresforschung in Niedersachsen bereitzustellen und sich für den Neubau eines landeseigenen Forschungsschiffs einzusetzen.

① www.icbm.de

OFFIS auf dem Weg zum „Center of Excellence“

Ein überaus positives Zeugnis hat die Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (WKN) dem Informatikinstitut OFFIS ausgestellt und damit noch einmal bestätigt, dass das An-Institut der Universität Oldenburg mit seinen über 200 MitarbeiterInnen zu den „erfolgreichsten Forschungseinrichtungen des

Klimaschonende Energietechnologie

Um „praxisorientierte Grundlagenforschung“ für umweltverträgliche Technologien der Energiegewinnung geht es bei dem geplanten „EWE-Forschungszentrum für Energietechnologie“ an der Universität Oldenburg, das noch im Jahr 2007 seine Arbeit aufnehmen soll. Mit der Vereinsgründung Ende März 2007 wurden die formalen Voraussetzungen für das von der EWE AG maßgeblich geförderte An-Institut geschaffen. Dem Verein gehören u.a. die EWE AG, das Land Niedersachsen und die Universität Oldenburg an. Niedersachsens Wissenschaftsminister Lutz Stratmann lobte das EWE-Engagement: „Energie und Klimaschutz gehören zu den wichtigsten Fragen der Menschheit. Die Forschung in diesen Bereichen sichert unsere Zukunft und schafft Arbeitsplätze in unserer Region.“ Eine umweltverträgliche Energieversorgung sei die zentrale Herausforderung der Zukunft, betonte der Vorstandsvorsitzende der EWE AG, Dr. Werner Brinker. Der Vizepräsident für Forschung, Prof. Dr. Reto Weiler, sieht in dem Projekt ein zukunftsweisendes Modell für „public-private-partnership“.

Landes gehört“ (Wissenschaftsminister Lutz Stratmann). OFFIS realisierte im Zeitraum 2001 bis 2005 über 200 Forschungsprojekte mit über 250 Kooperationspartnern und warb mehr als 30 Millionen € Drittmittel ein (Quote von über 70 Prozent). Die WKN bescheinigte OFFIS zudem eine hohe Bedeutung für die Region Nordwest, aber auch für ganz Niedersachsen. Und das gleich in mehrfacher Hinsicht: als Forschungseinrichtung, als Projektpartner für Industrie- und Verwaltungsunternehmen, als Arbeitgeber sowie als „Innovations- und Beschäftigungsmotor“. OFFIS sei, so die Kommission, auf einem sehr guten Weg zu einem „Center of Excellence“.

Konsum und Nachhaltigkeit

Nachhaltige Strategien zwischen Produktion und Konsum zu fördern – das ist das Ziel von zwei neuen wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsprojekten. Sie werden vom Bun-



Was die Sphinx unberührt lässt, versetzt Seuchenforscher in Unruhe: Massentourismus als eine der Ursachen für die Ausbreitung von Krankheitserregern.

desministerium für Bildung und Forschung (BMBF) mit insgesamt 1,1 Mio. € finanziert. Das Projekt „WENKE2 – Wege zum nachhaltigen Konsum ...“ ist am CENTOS (Oldenburg Center for Sustainability Economics and Management) angesiedelt und wird von Prof. Dr. Reinhard Pfriem (BWL) und Prof. Dr. Heinz Welsch (VWL) geleitet. Weitere Projektpartner sind u.a. die TU Dresden und das Max-Planck-Institut für Ökonomik Jena. Am Beispiel von privatem Energiekonsum sowie von Ernährung soll untersucht werden, warum sich nachhaltige Konsummuster beim Verbraucher kaum durchsetzen. – Das Projekt „Akteurhandeln und langfristige Investitionsentscheidungen im Kontext von Klimaschutz und Energie (ALICE)“ geht der Frage nach, welche Faktoren die langfristigen Investitionsentscheidungen von Energieunternehmen bestimmen. Die Leitung hat Prof. Dr. Bernd Siebenhüner, Projektpartner ist u.a. das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung.

① www.centos.uni-oldenburg.de

Seuchen und Bioinvasion durch Reisen und Transporte

Der Einfluss menschlicher Transportnetzwerke auf die Ausbreitung von Seuchen und auf Bioinvasionen steht im Mittelpunkt eines Forschungsvorhabens, an dem der Physiker Prof. Dr. Bernd Blasius vom Institut für Chemie und Biologie des Meeres (ICBM) maßgeblich beteiligt ist. Es wird von der VolkswagenStiftung im Rahmen der Förderinitiative „Komplexe Netzwerke als fächerübergreifendes Phänomen“ über drei Jahre mit rund 570.000 € finanziert. Außer Blasius sind an dem Projekt WissenschaftlerInnen aus Göttingen und den USA beteiligt. Ziel ist

die Erstellung einer Datenbank von globalen Reise- und Transportwegen. Ferner wird die Bioinvasion durch exotische Pflanzen- und Tierarten zwischen Inselgruppen untersucht sowie die Ausbreitung von Krankheiten wie der Vogelgrippe mit Hilfe von Computern simuliert.

Gefährdete Libellen in Weser-Ems

Libellen, die auf saubere, naturnahe Fließgewässer angewiesen sind, sind in der Region Weser-Ems nach wie vor in ihrem Bestand bedroht. Zu diesem Ergebnis gelangt eine Studie am Institut für Biologie und Umweltwissenschaften, in der die Situation 2006 mit älteren Bestandserfassungen seit 1980 verglichen wurde. Die Untersuchung wurde unter der Leitung des Biologen und Libellenexperten Prof. Dr. Rainer Buchwald von dem Diplom-Landschaftsökologen Tammo Lieckweg durchgeführt und von der EWE

Stiftung gefördert. Insgesamt wurden sieben Libellenarten untersucht. Die Studie ergab, dass deren Bestand nach wie vor gefährdet ist. Vor allem Schadstoffeinträge, Überdüngung und Zerstörung der natürlichen Gewässerstruktur bedrohen die empfindlichen Fließgewässer-Libellen. Die Wissenschaftler plädieren für weitere Renaturierungsmaßnahmen sowie eine schonende Pflege und Unterhaltung von Fließgewässern.

Frühe Neuzeit als europäisches Kooperationsprojekt

Die Grundlagen für eine europäische Forschungsk Kooperation zur Geschichte der Frühen Neuzeit wurden im März 2007 auf einem internationalen Workshop an der Universität Oldenburg gelegt, zu dem die Historikerin Prof. Dr. Dagmar Freist geladen hatte. Zu Gast waren WissenschaftlerInnen aus den Niederlanden, Großbritannien, Schweden, Frankreich und Deutschland. Sie alle verbindet ein europäisch und interdisziplinär ausgerichteter Forschungsschwerpunkt zum Thema „Networks, economic and social interaction and cultural transfer in early modern Northern Europe“ (NESICT).

Mit Wackeln zum Erfolg

Die Oldenburger Physiker Dr. Christoph Weiß und Niklas Teichmann forschen im Bereich Verschränkungserzeugung mit einem Materiezustand vieler ultrakalter Atome, dem sogenannten Bose-Einstein-Kondensat. In der Aprilausgabe von Europhysics Letters berichten sie über ihre Arbeit, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt wurde. Weiß und Teichmann schlagen vor, einen Bell-Zustand zweier Bose-Einstein-Kondensate dadurch zu er-



Gehört zu den gefährdeten Libellenarten: Der Kleine Blaupfeil (*Orthetrum coerulescens*).

zeugen, dass in geeigneter Weise am Aufbau gewackelt wird. Ein Bell-Zustand ist ein verschränkter Quantenzustand, bei dem sich von zwei unterscheidbaren Teilchen jedes gleichzeitig an zwei Orten aufhält: Wenn das erste Teilchen an einem Ort gemessen wird, befindet sich das zweite Teilchen am anderen Ort. In einer Computersimulation wurde für zwei Kondensate von je 50 Teilchen gezeigt, dass die maximal verschränkten Bell-Zustände mit über 96%iger Wahrscheinlichkeit entstehen können.

① www.physik.uni-oldenburg.de/condmat/Weiss/CW.html

Industrie und Wissenschaft

Die Kommunikation von Fahrzeugen untereinander und mit der umgebenden Infrastruktur preiswerter und komfortabler zu gestalten sowie die Verkehrseffizienz zu steigern und damit Ressourcen umweltschonender einzusetzen - das ist das Ziel der Forschergruppe „C3World – Connected Cars in a Connected World“. An ihr sind der Volkswagen-Konzern und das Niedersächsische Kompetenzzentrum Informationssysteme für die mobile Nutzung „Niccimon“ beteiligt. Zu Niccimon gehört u.a. das Oldenburger Informatikinstitut OFFIS. Die Mittel für das Projekt kommen von Volkswagen (3 Mio. €) und dem Niedersächsischen Wissenschaftsministerium (1,3 Mio. €). Neben dem Bereich Fahrzeugkommunikation geht es darum, über neuartige ortsbasierte Dienste das Internet ins Auto zu bringen und dazu beizutragen, dass zukünftige Navigationsgeräte zu einem umfassenden Informationsterminal für Fahrer und Insassen erweitert werden. Außerdem sollen neueste Breitbandfunktechnologien (UWB) auf ihre Anwendbarkeit im Fahrzeugbereich untersucht und technologische Voraussetzungen für Spin-Offs geschaffen werden.

Schüler befassen sich mit bioethischen Fragen

Wie beurteilen SchülerInnen die Frage, ob Embryonen zu Forschungszwecken getötet werden dürfen? Um diese und ähnliche bioethische Themen geht es bei dem Kooperationsprojekt „Biologie im Kontext (BiK)“, das zehn Bundesländer umfasst und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert wird. In diesem Rahmen entwickeln Oldenburger Lehrkräfte in Zusammenarbeit mit den Biologiedidaktikerinnen Prof. Dr. Corinna Hößle und Nicola

Mittelsten Scheid sowie dem Studienseminar-Fachleiter Gerd Herken Entwürfe für den Biologieunterricht zu bioethischen Themen. Sie werden derzeit in Oldenburger Gymnasien erprobt. Dabei soll herausgefunden werden, ob sich Bewertungskompetenz durch einen sinnstiftenden, kontext-orientierten Unterricht gezielt fördern lässt.

Lust und Frust des Musikmachens

Die hohen Ansprüche an die technische Beherrschung des Instruments sind für viele Musikschaffende der Hauptgrund, über kurz oder lang mit dem Spielen wieder aufzuhören. Dabei spielt der von den MusikerInnen empfundene Gegensatz zwischen mühevoller Übung und lustvollem Spielen eine entscheidende Rolle. Zu diesem Schluss gelangt die Musikwissenschaftlerin Dr. Anja Herold (Foto) in ihrer Doktorarbeit „Umbrüche und Abbrüche im musikalischen Werdegang von Jazz-, Rock- und Pop-InstrumentalistInnen“. Die Dissertation, die am Institut für Musik der Universität Oldenburg entstanden ist, wurde von Prof. Dr. Freia Hoffmann betreut. Für ihre Arbeit befragte Herold 18 Männer und Frauen, die ihr langjähriges Instrumentalspiel abgebrochen hatten oder deren Werdegang von einschneidenden Krisen gekennzeichnet war. Als „musikdidaktische Konsequenz“ ihrer Untersuchung schlägt Herold vor, im Instrumentalunterricht bewusst Methoden zu wählen, die Arbeit und Spiel, Lernen und Spaß miteinander vereinen.



„Politik-Labor“ erfolgreich beim Stifterverband

Das Projekt „Politik-Labor“ unter der Leitung von Prof. Dr. Dirk Lange (Institut für Politikwissenschaft) ist vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft als besonders „originelles und innovatives Konzept“ ausgezeichnet worden. Insgesamt wurden aus 100 bundesweiten Bewerbungen neun Projekte ausgewählt, die sich im Juni 2007 auf einem Workshop des Stifterverbands in Essen präsentierten. Die Veranstaltung fand im Rahmen des Aktionsprogramms PUSH (Public Understanding of Science and Humanities) statt. Unter Anleitung der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen Mareike Kühn und Markus Behne forschen in dem Projekt Schulklassen aus dem regionalen Einzugsge-

Wollemia nobilis gepflanzt



Wollemia nobilis heißt die botanische Kostbarkeit, um die sich drei Herren tatkräftig bemühen (v.l.): Prof. Dr. Peter Janiesch, ehemaliger Direktor des Botanischen Gartens, Georg Hüser, Technischer Leiter, und Prof. Dr. Thomas Borsch, neuer Garten-Direktor. Wollemia nobilis ist die Nachzucht eines urzeitlichen, erst in den 90er Jahren in Australien entdeckten Nadelbaums. Gepflanzt wurde sie anlässlich der 125-Jahr-Feier des Botanischen Gartens am 17. Juni 2007. Der Oldenburger Garten wurde 1882 als „Übungsgarten für den Obst- und Gemüseanbau“ des Oldenburgisch Evangelischen Schulseminars angelegt.

biet zu Alltagsthemen wie Handy, Kopftuch und Fußball sowie zu Problemfeldern wie Europa, Globalisierung und Migration.

Methoden der Sozialwissenschaften

Das Zentrum für Methoden der Sozialwissenschaften an der Universität Oldenburg (MSW) ist im März eröffnet worden. Leiter ist Prof. Dr. Bernhard Kittel, der seit September 2006 Hochschullehrer für Methoden der empirischen Sozialforschung am Institut für Soziologie ist. Ziel des Zentrums sei es, sagte Kittel, ein methodologisches Fundament soziologischer und politikwissenschaftlicher Fragestellungen zu entwickeln, das die Unterschiede der Gegenstandsbereiche und Disziplinen berücksichtige und zugleich

Ansätze für interdisziplinäre Forschungsvorhaben schaffe. Das Zentrum werde auch Unterstützungsleistungen im Methodenbereich für Angehörige der Universität und darüber hinaus anbieten und Impulse für methodische Diskussionen im norddeutschen Raum geben.

① www.uni-oldenburg.de/msw

Innenminister lobt Studiengang

Als „notwendig und sehr erfolgreich“ hat Niedersachsens Innenminister Uwe Schünemann das Lehrangebot der Universität Oldenburg zur Ausländerintegration bezeichnet. Nach einem Besuch des Interdisziplinären Zentrums für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM) sagte Schünemann (Foto: l.), mit dem neuen Studiengang „Interkulturelle Bildung und Beratung“ für hochqualifizierte Zuwanderer leiste die Universität Oldenburg zukunftsweisende Pionierarbeit. Es sei wichtig, dass diese Bachelorstudiengänge auch für andere Fächer entwickelt und auch an anderen Hochschulen angeboten würden. Der Oldenburger Studiengang, der im Wintersemester 2006/07 mit 24 Studierenden aus 13 Ländern gestartet ist, ist europaweit einzigartig und soll hochqualifizierten MigrantInnen die Möglichkeit geben, auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Projektleiter des EU-geförderten Studiengangs ist Prof. Dr. Rolf Meinhardt (Foto: r.).

Rankings positiv für Oldenburg

Als beste Universität Norddeutschlands hat die Universität Oldenburg im Bereich Physik beim Ranking des Nachrichtenmagazins FOCUS abgeschnitten. Sie landete gemeinsam mit Gießen und Bochum auf Platz 11. In der Forschung belegte sie sogar den 3. Platz nach Heidelberg und der Universität München.

Die konsequente Ausrichtung und Anwendungsorientierung in boomenden Bereichen wie regenerative Energie und Medizintechnik setze Oldenburg vom Durchschnitt der Physik-Fachbereiche in Deutschland ab, sagte dazu Prof. Dr. Birger Kollmeier. Beim jüngsten Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) erhielten die Oldenburger Erziehungswissenschaften und das Germanistik-Lehramtsstudium erneut Bestnoten. Die Erziehungswissenschaften kamen in den Kategorien Betreuung, Bibliotheksausstattung, Studiensituation insgesamt und bei den Forschungsgeldern in die Spitzengruppe. Vergleichbar gute Ergebnisse erzielten nur die FU Berlin sowie Bielefeld und Tübingen. Das Germanistik-Lehramtsstudium erreichte erneut Spitzenwerte bei Betreuung, Bibliotheksausstattung, Studiensituation und Studienorganisation. Oldenburg ist damit gleichauf mit Göttingen.

① www.zeit.de/hochschulranking



Neues Gebäude für Forschung mit Tieren

Neue Diagnosemethoden entwickeln und bessere Therapien und Hörhilfen für Menschen mit Hörstörungen finden: das sind die Ziele des Sonderforschungsbereichs (SFB) „Das aktive Gehör“. Auf dem Weg dahin kommen die WissenschaftlerInnen der Universität nun durch ein neues, von der VolkswagenStiftung mitfinanziertes Gebäude einen wichtigen Schritt voran. Im Sommer begann auf dem Campus Wechloy der Bau eines Tierhauses für Mäuse und andere Nagetiere sowie für Vögel. Es ist nach den modernsten Erkenntnissen für artgerechte Haltung ausgestattet und bietet Raum für die weitere Entwicklung der biologischen und biomedizinischen Forschung der Universität. „Wenn wir die Ursachen für Funktionsstörungen des Gehörs besser verstehen, können wir allein in Deutschland vielen Millionen Menschen gezielter helfen.“

Universitäts-Gesellschaft Oldenburg (UGO)

Mitgliederveranstaltungen

Am 12. Juni lud der UGO-Vorsitzende Dr. Jörg Bleckmann zu einer sehr gut besuchten, sommerlichen Mitgliederveranstaltung im Oldenburger Kulturzentrum PFL ein. Oldenburgs Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerd Schwandner erläuterte seine Visionen und Pläne für den Wissenschaftsstandort Oldenburg sowie die Bewerbung als Stadt der Wissenschaft 2009. Sein anschaulicher Vortrag löste eine lebhaft diskutierte Diskussion unter den UGO-Mitgliedern aus.

UGO-Botschafter-Empfänge

Auch 2007 setzen die UGO-Botschafter mit Empfängen in ihren Regionen ihre erfolgreiche Arbeit fort. Ziel ist es, die

Universität als Wirtschaftsfaktor in der Region präsent zu halten und das Zusammenwirken regionaler Unternehmen und Persönlichkeiten mit der Hochschule zu fördern.

Mittagstisch des Präsidenten

Seit dem Jahr 2000 laden der Universitätspräsident und der UGO-Vorsitzende regelmäßig zum „Mittagstisch des Präsidenten“ ein. Im Mittelpunkt stehen Vorträge Oldenburger HochschullehrerInnen. Folgende Mittagstische fanden im 1. Halbjahr 2007 statt:

7. Februar: Prof. Dr. Christoph Lienau, Institut für Physik, „Optik auf der Nanoskala – Eine neue Spitzentechnologie“;

7. März: Prof. Dr. Susanne Boll, Department für Informatik, „Medieninformatik – ein Bild

sagt mehr als 1000 Pixel“;

6. Juni: Prof. Dr. Anton Kirchhofer, Institut für Fremdsprachenphilologien, Seminar Anglistik/Amerikanistik, „Die Konjunktur des Post-Säkularen: Neue Perspektiven auf die Religion in der Englischen Literaturwissenschaft“.

Termine

Am 10. Oktober findet die nächste UGO-Vorstands- und Beiratssitzung statt. Die Mitgliederversammlung am 21. November, der eine Vorstands- und Beiratssitzung vorausgeht, wird traditionsgemäß mit der Verleihung des UGO-Wissenschaftspreises im Gedenken an den ehemaligen Vorsitzenden Gerhard Wachsmann verbunden.

Hierbei bringen uns die Untersuchungen an Mäusen und anderen Tieren weiter“, betont der SFB-Leiter Prof. Dr. Georg Klump. Ein weiterer Schwerpunkt der Forschung in dem neuen Gebäude ist die Wahrnehmung des Erdmagnetfelds durch Vögel (Prof. Dr. Henrik Mouritsen).

Globalisierung und Aufklärung

Der Bonner Philosoph Prof. Dr. Josef Simon (Foto) war im Juni 2007 Gast der Karl Jaspers Vorlesungen zu Fragen der Zeit. Unter dem Motto „Philosophie im Jahr der Geisteswissenschaften“ sprach er über das Thema „Globalisierung und Aufklärung“.

Zu den Schwerpunkten Simons gehören die Sprachphilosophie als eine „Philosophie des Zeichens“, die Erkenntnistheorie und die Praktische Philosophie. Er ist beeinflusst von Kant und Hegel, aber auch von Nietzsche, Wittgenstein und Willard Van Orman Quine. Nach Stationen in Frankfurt/Main und Tübingen war Simon bis zu seiner Emeritierung



Hochschullehrer in Bonn. Er hat die „Allgemeine Zeitschrift für Philosophie“ herausgegeben und ist Mitherausgeber der „Nietzsche-Studien“. Den Karl Jaspers Förderpreis erhielt der Simon-Schüler Prof. Dr. Thomas Sören Hoffmann, Universität Bonn, dessen jüngstes Werk sich mit der „Philosophie in Italien“ beschäftigt.

Hochschullehrer in Bonn. Er hat die „Allgemeine Zeitschrift für Philosophie“ herausgegeben und ist Mitherausgeber der „Nietzsche-Studien“. Den Karl Jaspers Förderpreis erhielt der Simon-Schüler Prof. Dr. Thomas Sören Hoffmann, Universität Bonn, dessen jüngstes Werk sich mit der „Philosophie in Italien“ beschäftigt.

NS-Kultstätte „Stedingsehre“

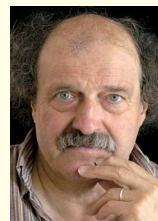
Eine Arbeitsgruppe von Oldenburger Geschichtsstudierenden war maßgeblich an der Ausstellung „„Stedingsehre“ – NS-Kultstätten in Nordwestdeutschland“ beteiligt, die von Juni bis September im Nordwolle-Museum Delmenhorst zu sehen war. Die Studierenden hatten zuvor an einem Seminar des Delmenhorster Museumsdirektors und Lehrbeauftragten Dr. Gerhard Kaldewei über die nationalsozialistische Kultstätte teilgenommen. „Stedingsehre“ war die einstige Freilichtbühne und NS-Kultstätte in Bookholzberg, westlich von Delmenhorst (Foto). Der Ort wurde neben weiteren, wie dem „Sachsenhain“ bei Verden, zu einer NS-



Wallfahrtsstätte in Nordwestdeutschland. Viele dieser „Täterorte“ existieren noch heute, aber nur wenige sind ausführlich dokumentiert und in eine angemessene Bildungsarbeit integriert.

Urs Widmer „Gast des Präsidiums“

Der Schweizer Schriftsteller Urs Widmer (Foto) war der erste „Gast des Präsidiums“: Im Juni 2007 las er in der Universität aus alten und neuen Werken. Der Schriftsteller,



der bevorzugt literarische Forschungsreisen zu unbekanntem Kontinenten zwischen Sehnsucht und Realität unternimmt, ist Mitglied zahlreicher Akademien und wurde mit einer Vielzahl von Literaturpreisen ausgezeichnet, zuletzt 2007 mit dem Hölderlin-Preis. Mit der Veranstaltungsreihe „Gast des Präsidiums“ wendet sich das Präsidium sowohl an die inner- als auch an die außeruniversitäre Öffentlichkeit. Einmal im Semester lädt ein Mitglied des Präsidiums eine Persönlichkeit aus Kultur, Wissenschaft oder Politik ein. Damit soll zum kulturellen Leben der Stadt beigetragen und ein weiterer universitärer Akzent gesetzt werden.

Ehrendoktor für Bremer Meeresgeologen

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum zwanzigjährigen Bestehen des Instituts für Chemie und Biologie des Meeres (ICBM) am 4. Juli 2007 wurde der Bremer Meeresgeologe Prof.

Konzept für Studienbeiträge

Eine Verbesserung der Studienbedingungen ist das Ziel der vom Präsidium beschlossenen „Richtlinien für die Verwendung der Studienbeiträge“. Die Universitätsleitung folgte dabei einer Empfehlung des Senats. Die Vizepräsidentin für Studium und Lehre, Prof. Dr. Sabine Doering, sagte, sie sei zuversichtlich, dass die Studienbeiträge dazu beitragen, die Studiensituation tatsächlich zu verbessern, auch wenn die Unterfinanzierung der Universitäten damit nicht beseitigt sei. Seit dem Sommersemester 2007 müssen in Niedersachsen alle Studierenden Beiträge in Höhe von 500,- € zahlen, das ergibt für die Universität Oldenburg pro Semester Einnahmen von knapp 3 Millionen €. Davon werden 75 Prozent an die Fakultäten verteilt, 25 Prozent verbleiben beim Präsidium. Die Mittel sollen u.a. für den vermehrten Einsatz von Lehrbeauftragten und Tutoren sowie eine bessere Ausstattung von Praktikallaboren in den Naturwissenschaften dienen. Längere Öffnungszeiten der Bibliothek wurden in diesem Zusammenhang bereits eingeführt.

Dr. Gerold Wefer (Foto) von der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Wefer ist Lehrstuhlinhaber für Allgemeine Geologie mit dem Schwerpunkt Meeresgeologie an der Universität Bremen und leitet dort als Direktor das DFG-Forschungszentrum



Ozeanränder. Mit der Ehrenpromotion werden die herausragenden wissenschaftlichen Erfolge gewürdigt, die sich der Wissenschaftler bei der Erforschung der Rolle der Ozeane im „System Erde“

erworben hat. Prof. Dr. Hans Brumsack, Mitglied im Direktorium des ICBM: „Dass die Meeresforschungsstandorte Oldenburg und Bremen heute so eng zusammenarbeiten und mit ihren Arbeiten und Ansätzen die deutsche und auch die internationale Wissenschaft maßgeblich bereichern, geht an vielen Punkten auf Visionen und das Engagement von Gerold Wefer zurück.“

Appelrath Ehrendoktor in Braunschweig

Der Oldenburger Hochschullehrer Prof. Dr. Hans-Jürgen Appelrath (Foto) hat als erster Informatiker die Ehrendoktorwürde der Carl-Friedrich-Gauß-Fakultät der Technischen Universität Braunschweig erhalten. Die Fakultät würdigte damit die maßgebliche Beteiligung des Wissenschaftlers am Aufbau des Instituts OFFIS „als einer der erfolgreichsten deutschen Informatik-Forschungseinrichtungen“.



Appelrath sei ein „Glücksfall für die deutsche Informatik“, sagte die Braunschweiger Dekanin Prof. Dr. Heike Fassbender. Persönlichkeiten wie er hätten die Informatik in Deutschland

salonfähig gemacht und starke Brücken zwischen universitärer Forschung und industrieller Anwendung gebaut. Oldenburgs Universitätspräsident Prof. Dr. Uwe Schneidewind betonte, Appelrath habe wesentlich dazu beigetragen, dass die Universität Oldenburg als leistungsstarke Hochschule gelte. Der Informatiker forscht und lehrt seit 1987 an der Universität Oldenburg, 1991 war er Mitgründer des Instituts OFFIS mit heute über 200 MitarbeiterInnen. Seit der Gründung ist er Vorstandsmitglied und war von 1992 bis 2005 außerdem Vorstandsvorsitzender. Vor seinem Wechsel nach Oldenburg lehrte und forschte Appelrath an der ETH Zürich und davor an der Universität Dortmund.

Preis für künftigen HWK-Fellow Summons

Der Geochemiker Prof. Dr. Roger E. Summons (Foto) vom Massachusetts Institute of Technology (Cambridge, USA) erhält den mit 50.000 € dotierten Humboldt-Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung. Der Stiftungsrat folgte damit einem gemeinsamen Vorschlag von Prof. Dr. Kai-



Uwe Hinrichs (Universität Bremen) und Prof. Dr. Jürgen Rullkötter (Institut für Chemie und Biologie des Meeres der Universität Oldenburg). Summons wird 2008 als Fellow des

Hanse-Wissenschaftskollegs Delmenhorst (HWK) mit den Arbeitsgruppen der Wissenschaftler über aktuelle Probleme der Organischen Geochemie forschen und damit den Wissenschaftsverbund in der Nordwestregion stärken.

Berufungen



Prof. Dr. Bernd Blasius, bisher Juniorprofessor am Institut für Physik der Universität Potsdam, hat den Ruf auf die Professur für Mathematische Modellierung am Institut für Chemie und Biologie des Meeres (ICBM) angenommen. Blasius studierte theoretische Physik an der TU Darmstadt, wo er auch als Wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig war und 1997 promovierte. Bevor er 2001 die Leitung der Nachwuchsgruppe Theoretische Ökologie und komplexe Systeme an der Universität Potsdam übernahm, war er drei Jahre als Minerva Fellow an der Universität Tel Aviv (Israel). Das Institut für Physik in Potsdam berief ihn 2004 als Juniorprofessor. Sein Forschungsschwerpunkt ist die theoretische Beschreibung und mathematische Modellierung komplexer natürlicher Systeme an der Schnittstelle von theoretischer Biologie, Ökologie, Biogeochemie und angewandter Mathematik.



Prof. Dr. Christoph Böhringer hat den Ruf auf die Professur für Volkswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Wirtschaftspolitik am Institut für Volkswirtschaftslehre und Statistik angenommen. Nach dem Studium des Wirtschaftsingenieurwesens in Karlsruhe promovierte Böhringer an der Universität Stuttgart. Von 1999 bis 2006 leitete er den Forschungsbereich „Umwelt- und Ressourcenökonomik, Umweltmanagement“ am Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) in Mannheim. Nach der Habilitation an der Universität Regensburg übernahm Böhringer 2004 eine Professur in Heidelberg. Sein Forschungsinteresse betrifft die empirische Analyse aktueller wirtschaftspolitischer Fragen unter besonderer Berücksichtigung der Umwelt-, Energie-, Klimaschutz- und Handelspolitik und dem damit verbundenen Strukturwandel auf nationaler und internationaler Ebene.



Prof. Dr. Thomas Borsch, bisher Leiter des Labors für Molekularsystematik am Nees-Institut für Biodiversität der Pflanzen in Bonn, hat den Ruf auf die Professur für Biodiversität und Evolution der Pflanzen

am Institut für Biologie und Umweltwissenschaften angenommen. Gleichzeitig übernahm er die Leitung des Botanischen Gartens als Nachfolger von Prof. Dr. Peter Janiesch. Borsch war nach seinem Biologiestudium am Senckenberg-Institut (Frankfurt) tätig. Mehreren Auslandsaufenthalten als Gastwissenschaftler folgte 2000 die Promotion an der Universität Bonn. Nach seiner Habilitation 2005 arbeitete der Heisenberg-Stipendiat am Nees-Institut. Seine Forschungsschwerpunkte u.a.: Molekulare Systematik und Evolution der Blütenpflanzen, Genese biologischer Diversität sowie nachhaltige Nutzung biologischer Diversität und genetischer Ressourcen.



Prof. Dr. Andrea Erdélyi, zuletzt Gastwissenschaftlerin für Lern- und Geistigbehindertenpädagogik an der Universität Budapest (Ungarn), hat den Ruf auf die Professur für Sonderpädagogik mit dem Schwerpunkt Pädagogik und Didaktik bei Beeinträchtigung der geistigen Entwicklung am Institut für Sonderpädagogik angenommen. Nach dem Studium der Geistig- und Sprachbehindertenpädagogik an der Universität Würzburg, war die Wissenschaftlerin im Rahmen eines DAAD-Promotionsstipendiums an der Universität Budapest tätig, um 2001 an der Universität Leipzig über die Ungarische Heilpädagogik zu promovieren. Nach umfangreichen praktischen Tätigkeiten als Sonderpädagogin habilitierte sie sich 2006 an der Universität Pécs (Ungarn). Erdélyi beschäftigt sich u.a. mit den Ursachen, den Folgen und der Behandlung von Sprachverlust.



Prof. Dr. Alexander Hartmann, bisher Privatdozent an der Universität Göttingen, hat den Ruf auf die Professur für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt Computerorientierte Theoretische Physik am Institut für Physik angenommen. Nach dem Physik- und Informatikstudium promovierte Hartmann 1998 an der Universität Heidelberg. Danach arbeitete er als Post-Doc an der Universität Göttingen, der University of California Santa Cruz und der Ecole Nationale Supérieure Paris. 2003 übernahm Hartmann die Leitung der Nachwuchsforschergruppe „Komplexe Grundzustände ungeordneter Systeme“ in Göttingen, wo er sich 2004 auch habilitierte. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Computersimulationen, insbesondere in den

Themenfeldern statistische Physik, ungeordnete Systeme, komplexe Algorithmen, Optimierungsprobleme und Bioinformatik.



Prof. Dr. Martin Heidenreich, bisher Jean Monnet-Chair for European Studies in Social Sciences an der Universität Bamberg, hat den Ruf auf die Professur für Sozialstrukturanalyse am Institut für Soziologie

angenommen. Zugleich erhält Heidenreich den neuen, EU-geförderten Jean Monnet-Lehrstuhl für Europäische Studien in den Sozialwissenschaften. Der Wissenschaftler studierte Soziologie und Wirtschaftswissenschaften in Bielefeld und Paris und Politikwissenschaften in Bologna. 1988 promovierte er an der Universität Bielefeld, wo er sich auch habilitierte. In Bamberg, wohin er 2000 berufen wurde, war er am DFG-Graduiertenkolleg „Märkte und Sozialräume in Europa“ beteiligt und außerdem Gründungsdirektor des Bamberger Centrums für Europäische Studien. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der international vergleichenden Organisations-, Wirtschafts-, Regional- und Innovationsforschung.



Dr. Henrik Mouritsen, Biologe am Institut für Biologie und Umweltwissenschaften, hat die Lichtenberg-Professur der VolkswagenStiftung an der Universität Oldenburg angenommen. Zuvor hatte er

Rufe auch nach Manchester, Kiel und Bayreuth erhalten. Der aus Dänemark stammende Wissenschaftler nahm 2002 seine Forschertätigkeit in Oldenburg auf, wo er sich 2005 habilitierte. Die Nachwuchsgruppe „Animal Navigation“, die von Mouritsen geleitet wird, untersucht verhaltensbiologische, molekulare, physiologische sowie kognitive Mechanismen, die der Langstreckennavigation von Zugvögeln zu Grunde liegen. Dabei geht es insbesondere um die Wahrnehmung des Erdmagnetfelds.



Prof. Dr. Ralf Rabus, Leiter der AG Allgemeine und Molekulare Mikrobiologie am Institut für Chemie und Biologie des Meeres (ICBM), hat den Ruf auf die Professur für Mikrobiologie am ICBM

angenommen. Rabus studierte Biologie an der Universität München und promovierte 1995 an der Universität Bremen. Nach Postdoktoraten am Max-Planck-Institut für Marine

Mikrobiologie in Bremen und der University of California at San Diego kehrte er als Gruppenleiter an das Max-Planck-Institut zurück und habilitierte sich 2003 an der Universität Bremen. 2006 übernahm Rabus die AG Molekulare Mikrobiologie am ICBM. In der Forschung beschäftigt er sich vor allem mit neuartigen Stoffwechselwegen und molekularen Anpassungsstrategien von Umweltbakterien. Dabei werden klassisch physiologische Herangehensweisen mit modernen Methoden der Genomik und Proteomik verknüpft.



Prof. Dr. Mark Siebel, bisher als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hamburg tätig, hat den Ruf auf die Professur für Theoretische Philosophie am Institut für Philosophie angenommen. Siebel

studierte Philosophie, Physik, Geschichte der Naturwissenschaften und Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg, wo er 1998 promovierte und Postdoktorand im Graduiertenkolleg Kognitionswissenschaft war. Eine Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in zwei DFG-geförderten Projekten und eine Assistenzvertretung an der Universität Leipzig schlossen sich an. 2001 übernahm Siebel Lehraufträge am Institut für Philosophie der Universität Bern. In der Forschung beschäftigt er sich mit der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, der Philosophie der Sprache und des Geistes sowie den Ursprüngen der Analytischen Philosophie.

Rufe

Dr. Thomas Beschorner, seit 2002 Leiter der Wissenschaftlichen Nachwuchsgruppe „Gesellschaftliches Lernen und Nachhaltigkeit“ (GELENA) am Institut für Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftspädagogik, hat einen Ruf an die Universität Montreal (Kanada) angenommen.

Dr. Sascha Kraus, bisher Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftspädagogik, hat den Ruf auf die Professur für Entrepreneurship, Intrapreneurship und Innovation an der Fachhochschule Salzburg angenommen.

Prof. Dr. Dagmar Schiek, bisher Jean Monnet-Professorin für Europäisches Wirtschaftsrecht an der Universität Oldenburg und Direktorin der Hanse Law School, hat einen Ruf an die Universität Leeds angenommen.

Einblicke

www.uni-oldenburg.de/presse/einblicke/

Nr. 46, 23. Jahrgang, Herbst 2007
ISSN 0930/8253

Herausgeber
Das Präsidium der
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Redaktion
Gerhard Harms (verantwort.);
Dr. Corinna Dahm-Brey,
Manfred Richter,
Dr. Andreas Wojak

Presse & Kommunikation
Ammerländer Heerstraße 114-118
26129 Oldenburg
Tel.: 0441/798-5446, Fax: -5545
E-Mail: presse@uni-oldenburg.de

Layout & Bildbearbeitung
Inka Schwarze

Titel
Per Ruppel

Abbildungen
dpa (S. 25, 29 o.)
Fischer Verlag, Frankfurt/M. (S. 15)
Wilfried Golletz (S. 24, 28, 30, 31)
David Green (S. 26)
Tammo Lieckweg (S. 29 u.)
Reinhard Manzke (S. 22)
Claudia Wermelinger (Titel/Uhren)

Druck
Officina-Druck - Posthalterweg 1b
26129 Oldenburg
Tel.: 0441/7760-60, Fax: -65
E-Mail: info@officina.de

EINBLICKE erscheint zweimal im Jahr und informiert eine breitere Öffentlichkeit über die Forschung der Universität Oldenburg. Die AutorInnen nehmen bewusst Vereinfachungen in der Darstellung ihrer Projekte in Kauf. Abdruck der Artikel nach Rücksprache mit der Redaktion und unter Nennung der Quelle möglich.